

MARTIN LUTHER, DIE DIASPORA, ÖSTERREICH UND DER SÜDOSTEN.

Reformation: Epoche oder Episode?

I.

Der Begriff „Diaspora“ ist kein demoskopischer, soziologischer oder statistischer sondern ein *theologischer* Begriff – und als solcher Luther sehr wohl bekannt. Galuth, Diaspora – das ist kein kontingentes Schicksal, auch kein – oft von einem kirchlich-theologischen Tourismus gern aufgesuchter – Ort, in dem man die finden kann, die mit Ernst Christen sein wollen, kein Ort, in dem das Licht nicht unter den Scheffel gestellt wird, sondern besonders klar von den Gipfeln der Berge (von welchen unsere Hilfe kommt) her leuchtet. Diaspora ist Strafe, freilich keine Strafe allein für die Betroffenen: Diese erleiden stellvertretend die Strafe für die gesamte Christenheit. Diaspora ist also kein soziologischer, kein neutral-konfessionskundlicher Begriff, sondern ein immens theologischer und kirchenhistorischer Begriff (kirchen-geschichtlich freilich nur, wenn Kirchengeschichte wenigstens von ferne etwas mit der Heilsgeschichte zu tun hat). Die Kirche als das wandernde Gottesvolk, als das Israel nach dem Geiste, wird in der Anrede des Jakobusbriefes als „die zwölf Stämme in der Diaspora“ angeredet. Luther übersetzt bereits in der Septemberebibel 1522 „Den zwelff Geschlechtern, die da sind hin und her“. *Hin und her*, besser konnte der meisterhafte Dolmetsch Luther „Diaspora“ nicht übersetzen. Diaspora ist eine Situation, wo es hin und her, drüber und druntergeht. Auch den Briefeingang des 1. Petrusbriefes übersetzt Luther so: „Den weleten Frembdlingen hin und her“, dann kommen die Länder Pontus Galatien, Kappadokien, Asien und Bithymien (denn das Aufgeteiltsein in verschiedene Länder spaltet die Christenheit nicht). Aber die Christen sind

1. nach der Vorsehung des Vaters,
2. durch die Heiligung des Geistes, und
3. zum Gehorsam ... Jesu Christi qualifiziert

als die zugleich „erwählt“ sind und „Fremdlinge“.

Erwählt – hier knüpft das Selbstverständnis des Luthertums wie der lutherischen Diaspora an. Hier setzt reformatorische Erkenntnis ein. „Deus semper maior“ – Gott hat längst vor unserem Ja zu uns Ja gesagt. Darum können wir fröhlich sein. Luthers Theologie klingt überaus kompliziert –

und doch konnten die Zeitgenossen sie auf klare einfache Sätze reduzieren. „Nicht ich bin fromm, Christus ist fromm.“ So kommt es zum fröhlichen Wechsel und zur Heilsgewißheit. Nicht weil ich etwas leisten, tun, wirken muß, werde ich angenommen, kann ich Urvertrauen, Geborgenheit und Sinngebung geschenkt erhalten: Sondern weil mir Gott aus freier Gnade alles schon zuvor geschenkt hat, kann ich etwas leisten, tun und wirken.

Der Heidelberger Katechismus, der in diesem Punkt Luthers Anliegen ganz aufnimmt, wird das Tun des Christen so schön und sachgerecht einordnen in „Von der Dankbarkeit“. Diese *Heilsgewißheit* ist eine Urerfahrung lutherischer Lehre und evangelischer Diaspora. Sie ist eine Kernbotschaft des geistlichen Regiments, mit dem Gott als mit seinem rechten Arm die Welt regiert. So ist der Christ in der Diaspora immer – in vollem Wortsinn – „armselig“. Es ist dies eine analoge Dialektik zur christlichen Existenz als eines Menschen, der gerecht und Sünder zugleich ist.

II.

Die Arm-Seligkeit des Christen hat als Folge wie als Voraussetzung, daß sich der *Christ in der Anfechtung* – und Diaspora ist immer Anfechtung, schwere Anfechtung, oft diabolische Anfechtung – ganz auf das Wesentliche konzentrieren muß, auf Gottes zuvorkommende, auch uns in jeder Hinsicht zuvorkommende Gnadenwahl. Luther war sich in extremem Maße der Diasporasituation, auch seiner eigenen Diasporasituation, bewußt, in der es immer wieder Momente gab, in denen er sich angefochten sagen mußte: „Da war ich die Kirche.“ In diesen Zeiten der Anfechtung konnte sich Luther selbst Trost zusprechen, der ihm klarmachte, daß es nicht auf ihn persönlich ankomme. Er konnte sich mit Kreide aufschreiben: „Baptizatus sum“, „Ich bin getauft“. Diasporaexistenz kann auf Dauer nur durchgestanden werden, wenn dieser Bezug auf Gott, der uns immer zuvorkommt (*Deus semper prior*), nicht vergessen wird. Das Konzentrieren auf das Wesentliche, das die Reformation mit dem vierfachen „allein“ ausdrückt (allein durch Christus, allein aus Gnaden, allein durch den Glauben, allein auf dem Boden der Heiligen Schrift), ermöglicht Diasporaexistenz.

Aber Diasporaexistenz des wandernden Gottesvolkes bedeutet auch immer *Fremdlingsschaft und Einsamkeit*. „Es ist überaus gefährlich und schädlich, daß ein Mensch allein ist“, sagt Luther in der Galaterbriefvorlesung 1531, „ganz besonders in der Anfechtung. ‚Wehe dem‘, sagt der Prediger (4, 10), ‚der allein ist! Wenn er fällt, so ist kein anderer da, der ihm aufhelfe.‘“ (WA 40 I 493, 19 ff.). Es ist oft, aber nicht immer so, daß der „Fremdling“ in dem Lande, in dem er lebt, isoliert ist.

Wir evangelischen Österreicher haben es als sehr dankbar empfunden, daß – nach Jahrhunderten staatlicher Diskriminierung – uns unser katholi-

scher Bundespräsident sehr deutlich sagte, wir seien keine Minderheit, sondern unverzichtbarer Teil des Ganzen. Aber auch in Zeiten eines „Taufweters“ oder eines „Auf-einander-Zugehens“ wird der Christ in der Diaspora sich seiner Fremdlingsschaft und damit seiner Minderheitssituation rascher und schmerzlicher bewußt als der in relativer landeskirchlicher Geborgenheit lebende Zeitgenosse. Wer etwa heute als evangelischer Christ im günstigen Kerngebiet der altösterreichischen evangelischen Kirche lebt, im heute polnischen Oberschlesien, wird viel rascher seine Fremdlingsschaft erleben als sein lutherischer Glaubensbruder in Württemberg oder Niedersachsen, mögen auch – und das hat Luther besonders früh erkannt und besonders deutlich ausgesprochen – alle Christen der Neuzeit in der Diaspora leben.

Christen, die in der Diaspora leben, müssen einander vorbehaltlos die Hand reichen, auch wenn sie anderen Kulturen, Rassen Völkern angehören. Konfession ist mehr als Religion. Glaubensgemeinschaft schafft Gemeinschaft.

Der Christ in der Diaspora findet zu einer Bruderschaft, die die Grenzen des Raumes, aber auch – das müssen wir heute, bei unserer eher geschichtsfeindlichen Haltung, besonders betonen – der Zeit sprengt. Man ist in der Diaspora nicht ohne Brüder, aber auch nicht ohne „Väter“, ohne „testes veritatis“.

III.

Wenn der junge Martin Luther sich von Erfurt oder Wittenberg aus dem Südosten zuwendet, gerät die *Ökumene* in sein Blickfeld. Seit einem Jahrtausend ist die *Christenheit gespalten*. Blutige Kämpfe und unsagbares Leid hatten der konfessionellen Verschiedenheit oder der national mitgeformten Volksfrömmigkeit ihr Gepräge gegeben. Gibt es über die Gräben hinweg eine *gemeinsame Basis*?

Die exotischsten Kirchen im Süden und Osten, von denen Luther weiß, sind die Kirchen der sogenannten Thomas-Christen in Indien und die der Äthiopier im „Mohrenlande“, Kirchen in der Zerstreung, in der Diaspora. Beide Kirchen haben die Lehrentwicklung der „ausklingenden“ Alten Kirche nicht zur Gänze akzeptiert. Sie haben (von höchst unterschiedlichen theologischen und frömmigkeitsgeschichtlichen Positionen aus) das auf dem Ökumenischen Konzil zu Chalcedon 451 formulierte christologische Dogma, daß die göttliche und die menschliche Natur in Jesus Christus sowohl unvermischt als auch ungetrennt vereinigt seien, nicht angenommen.

Für evangelische, orthodoxe und römisch-katholische Christen war (und ist) die Lehrentscheidung des Konzils zu Chalcedon richtig und verbindlich. Die sogenannten „altorientalischen Kirchen“ konnten (und können) das Christusdogma des Konzils zu Chalcedon nicht akzeptieren. Gibt es eine ge-

meinsame Basis? Der „alte“ Luther findet sie – trotz der durch das umstrittene Christusdogma bewirkten Kirchentrennung – im *Christusbekennnis*. 1537 kann er in seiner Predigtauslegung zu Mt 18, 1 ff. sagen (WA 47,235,6, bzw. 235,41–236,7): In der wahren Kirche, die auf Christus hinführt und nicht wie „des Teuffels kirche“ „von Christo auff etwas anders“, hat „keiner keinen vortteil für dem andern, sondern da ist ein glaube, ein Christus, eine Tauffe, und wan / einer aus India keme oder aus Morenland oder wo er hehrkeme und spreche: ‚Ich glaube an Christum‘, so wurde ich sagen: ‚Also glaube ich auch, und also werde ich auch selig, und stimmen im glauben und in der Bekendtniss die Christen mit einander über ein, ob sie sonst wohl in der gantzen welt hin und wider zerstreut sind“ (hier verweist Luther sehr deutlich auf die Diasporasituation!): „Dan es heisset nicht eine Romische noch Nurmbergische oder Wittembergische kirche, sondern eine Christliche kirche, daren den gehören alle, so an Christus glauben.“

IV.

Ziel vieler frommer Wallfahrten war das *Heilige Land*, in dem unser Herr und Heiland Jesus Christus lebte und starb. Kurfürst Friedrich III. (der „Weise“) von Sachsen, der seinen Bibelprofessor Martin Luther und dessen Anhänger schützte, war wie einer der ersten Tiroler „Lutheraner“, der Ritter und Bergwerksmitbesitzer. Seit Akkon, das letzte Kreuzfahrerbollwerk in Palästina, 1291 gefallen war, mußte die islamische Herrschaft über Bethlehem, Nazareth und Jerusalem definitiv als Faktum hingenommen werden – innerlich bejaht wurde sie nicht. Seither waren Kreuzfahrerheere wiederholt zum Abwehrkampf und zur „Rettung“ Südosteuropas aufgeboden worden – freilich ohne jeden Erfolg. 1453 war Konstantinopel gefallen, diese Stadt der byzantinischen Kaiser und ökumenischen Patriarchen. Die Hagia Sophia war zur Moschee geworden.

Im beginnenden 15. Jahrhundert war wie an der Wende zum 16. Jahrhundert die *türkische Macht entscheidend geschwächt*. Ein gemeinsames Vorgehen der Christenheit hätte die türkische Gefahr abwenden können. Aber von einem gemeinsamen Vorgehen der Christenheit konnte keine Rede sein – zu gravierend waren längst die Gegensätze (auch und gerade zwischen römisch-katholischen Herrschern!).

1512 ändert sich die Lage. Der schwache Sultan Bazedid II. wird ermordet. Sein Nachfolger wird *Salim I.*: Er ermöglicht erst den massiven Angriff gegen Europa, indem er das asiatische Hinterland der Türkei erobert – Mesopotamien, das Zweitstromland, Syrien, das Heilige Land und Ägypten. Im Jahre des Thesenanschlages, 1517, wird Sultan Selim der Strenge *Kalif*, damit auch die höchste religiöse Symbolfigur des Islam. Unter seiner Herrschaft stehen orthodoxe Christen, syrische Christen und koptische Christen.

Neben der Orthodoxie sind hier also die sogenannten altorientalischen Kirchen vertreten. *Überwindung der Kirchentrennung* sieht den *Dialog* mit den östlichen Kirchen vor, zunächst mit den Griechen. Einen solchen Dialog kann man nur sinnvoll führen, wenn die Kirche des Westens auf Machtansprüche verzichtet und davon absieht, ihre liturgische Sonderentwicklung dem Osten aufzuzwingen. Das ist ein Anliegen der lutherischen Reformation.

V.

Bis 1520 scheint die türkische Gefahr für Europa nicht allzu groß zu sein. Sie wird ignoriert. Im Süden, Westen und Osten Sachsens beginnt das große *Herrschaftsgebiet* des mit Österreich verbündeten Jagiellonenkönigs *Wladyslaw II.*, des Königs von Böhmen und Ungarn. Er ist ein schwacher Herrscher, vermag auf die Wünsche der ungarischen Magnaten nur mit „dobshe“, „gut“ zu antworten – und hat daher bald den Beinamen *Wladyslaw „dobshe“* –, aber sein Herrschaftsgebiet ist groß: Böhmen, Mähren, Ober- und Niederlausitz, die schlesischen Territorien, Altungarn mit der Slowakei, dem heutigen Ungarn, dem österreichischen Burgenland, mit Kroatien bis zur Adria, den Banschaften in Serbien um Griechisch-Weißenburg, der Karpathoukraine, mit ungarischen Ostgebieten und mit dem „Garten“ Altungarns, mit Siebenbürgen. In diesem abendländischen Reich lebten die orthodoxen Serben und Walachen mit katholischen Kroaten, Magyaren, Szeklern und Sachsen zusammen, die das – später von der Reformation generell geforderte – Recht auf autonome Pfarrwahl hatten. In Böhmen standen neben den deutschen Katholiken und den wenigen tschechischen Katholiken die Utraquisten, die gemäßigten Erben der hussitischen Protoreformation, die ihren Namen nach dem ihnen (wie später den evangelischen Christen) selbstverständlichen Empfang des Abendmahls unter beiderlei Gestalt trugen. Auf dem Kuttenberger Landtag 1485 hatte die utraquistische – Zeitgenossen wie auch Luther nannten sie oft nur „hussitische“ – Mehrheit mit der katholischen Minorität ein Übereinkommen geschlossen. Seither lebten hier zwei Konfessionen rechtlich relativ friedlich–schiedlich nebeneinander – und das im Herzen Europas. Wo aber zwei Konfessionen einander rechtliche Toleranz gewähren, ist auch Raum für *faktische Toleranz* für andere Konfessionen. In den Ländern der Böhmisches Krone waren Anhänger der europäischen Untergrundkirche der Waldenser vertreten. Eine in Böhmen starke Gruppe der Waldenser, die man Pikarden nannte, leugnete die leibliche Gegenwart Christi unter Brot und Wein im Heiligen Abendmahl. In Böhmen und Mähren gab es die seit 1467 existierende Brüderunität als Erbin der edelsten Anliegen der hussitischen „Reformation“. Erst 1494 hatte sie sich dazu durchgerungen, gerechten Kriegsdienst, Eid in gerechter Sache und die Übernahme politischer Ämter zu akzeptieren. Zuvor hatten auch ihre adeligen

Schutzherren sich als Handwerker betätigen müssen. Noch übten sie die Wiedertaufe an denen, die aus einer fremden Kirche kamen. Sie übten strenge Kirchengzucht. Ihr besonderes Anliegen war es, die Gebote der Bergpredigt zu halten – nicht zürnen, nicht begehren, sich nicht scheiden lassen, nicht schwören, dem Übel nicht widerstehen, den Feinden Gutes tun. In Altungarn gab es zudem viele radikale Franziskanerspirituelle, die offen für soziale Forderungen eintraten und oft später Wegbereiter der Reformation wurden.

VI.

Das Ärgernis der gespaltenen Christenheit wurde von Luther vorgefunden – es zu beseitigen war aus theologischen Gründen wichtig. Bald sollten politische Gründe hinzukommen. 1520 übernimmt der einzige Sohn und Erbe Selims die Herrschaft – *Süleyman II.*, der „Prächtige“, der „Große“. Er verlegt die Expansion von Asien nach Europa. 1521 werden die ungarischen Südgebiete überrannt, Griechisch-Weißenburg (Belgrad) fällt. Die Christenheit kämpft an anderen Fronten: Kaiserliche, spanische, schweizerische Truppen und die Soldaten des Medicipapstes Leo X. kämpfen (erfolgreich) mit Franz I. von Frankreich um Mailand. Die Türken bedrohen Rhodos, das 1522 fällt. Als der einzige Reformpapst der Lutherzeit, der Erzieher Karls V., Hadrian VI. mit Androhung schwerster Kirchenstrafen einen dreijährigen Waffenstillstand erzwingen will, droht ihm der Franzosenkönig das Schicksal Bonifatius VIII., die Gefangennahme, an – und wenige Wochen vor seinem Tode 1523 muß auch dieser allzu früh verstorbene Papst in die europäische Kriegspolitik „einsteigen“. 1526 fallen der Ungarnkönig Ludwig II., sieben Bischöfe, 28 Magnaten, 500 Adelige, 22000 Mann bei Mohács; zwei katholische Gegenkönige – Ferdinand I. und Johann I. bekämpfen einander. Zweimal zerschellt die Westoffensive Süleymans an zwei Festungen – 1529 an Wien, 1532 an Güns. Aber der Kleinkrieg geht weiter – 1540/41 wird Süd- und Mittelungarn türkisches Gebiet, Ofen (Buda) wird Sitz eines Paschas für eineinhalb Jahrhunderte. Luther weiß sehr wohl, daß die Türken binnen dreier Tage in Sachsen einfallen können. Wie viele andere Zeitgenossen meint er in den letzten Zeiten zu stehen.

Wie kann eine *ökumenische Annäherung* der Christen erfolgen? Für Luther steht es fest – nur durch eine verstärkte Hinwendung zu Christus, zu „Christus allein“. Gottes Wort muß in Gesetz und Evangelium ernstgenommen werden und darf nicht durch eine Fülle von Menschensatzungen überdeckt und entwertet werden. Instanz gegenüber Kirche wie Staat bleibt – von Luther am Reichstag in Worms eindrucksvoll ausgesprochen – das an Gottes Wort gebundene Gewissen. Im Winter 1518/19 beginnt Luther im Machtanspruch des Papsttums das entscheidende Hindernis der Reformation zu sehen, die Gott durch sein Wort wirkt – denn für Luther ist Gott ja *der*

Reformator. Luther beginnt sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß das *Papsttum* eine Manifestation des Antichrists ist. Im Juli 1519 wird er, durch seinen Gegner Johann Eck auf der Leipziger Disputation darauf festgenagelt, bekennen, daß sich auch *Konzilien* irren könnten und daß unter den vom Konzil zu Konstanz verurteilten Lehren auch richtige enthalten waren. Was nicht göttlichen Rechts sei, könne auch durch Konzilsbeschluß nicht zu göttlichem Recht gemacht werden. Utraquisten nahmen noch im Juli 1519 zu ihm Kontakt auf, schrieben ihm preisende Briefe und übersandten ihm die wichtige Hus-Schrift „De ecclesia“. Als er sie während der Jahreswende 1520/21 liest, erkennt er, daß es eine Kette von „Zeugen der evangelischen Wahrheit“ über Staupitz–Hus–Augustinus bis auf Paulus gibt und ruft: „Wir sind alle Hussiten, ohne es zu wissen“ (Luther an Spalatin, ca. 14. 2. 1520, WA Br [40–] 41, [22–29]24).

VII.

Schon zuvor war er in seiner reformatorischen Hauptschrift „*An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung*“ auf die Böhmisches Brüder, Waldenser und Utraquisten eingegangen (StA 2 [88–167] 5016–1547). Es sei für alle Seiten Zeit zur Vereinigung der Kirchen. Dazu muß zunächst das psychologische Klima geschaffen werden. Auf beiden Seiten müßten Lästerung, Haß, Neid aufhören. Dann muß es zum Eingeständnis der Schuld kommen. Die römische Kirche solle bekennen, daß die Verbrennung Hussens ein Unrecht gewesen sei: Dabei müsse man gar nicht auf Hussens Lehrsätze eingehen (an denen er persönlich nichts Irriges finden könne). Es genüge für den Unrechtstatbestand, daß das kaiserliche Geleit gebrochen worden sei. Denn jeder müsse wissen, daß es wider Gottes Gebot sei, Geleit und Treue zu brechen. Endlich müsse es zu einer neuen Vorgangsweise den Irrlehrern gegenüber kommen – man solle sie mit Schriften, statt mit Verbrennen überwinden. Wäre es eine Kunst, Ketzer mit dem Feuer zu überwinden, so wären die Henker die allergelehrtesten Doktoren, die es auf Erden gäbe. Durch fromme und verständige Bischöfe und Gelehrte solle man zunächst unter den unter sich ja uneinigen Erben der hussitischen Bewegung Einheit schaffen. Der Papst (zu einem Zeitpunkt, da Luther bereits die Institution für antichristlich hält, hält er ja noch immer die Kooperation mit dem einzelnen Papste in Ausnahmefällen für möglich und nützlich) soll zumindest auf Zeit die Oberhoheit über sie entsagen (StA 2 68–219; 236–14). Man müsse ihnen gestatten, aus ihrer Mitte einen eigenen Erzbischof für Prag zu wählen: Diesen sollte dann je ein Bischof aus den Nachbargebieten Mährens, Ungarns, Polens und Deutschlands bestätigen. Niemand dürfe die Utraquisten zwingen, den Laienkelch aufzugeben.

Diese Forderung spricht Luther noch betonter in seiner lateinischen

Schrift zur Sakramentslehre „*De captivitate Babylonica ecclesiae*“ aus und zwar ausdrücklich nicht nur betreffs der Böhmen, sondern auch der Griechen – also sowohl um der Erben der hussitischen Protoreformation als auch um der Erben der orthodoxen Kirche willen. Nur Tyrannei raubt dem Sakrament die Vollständigkeit, mit der Christus es eingesetzt hat. Christus habe sein Blut auch für die Laien vergossen und habe für sie, genauso wie für Priester, den Kelch im Abendmahl eingesetzt. Die alte Kirche habe den Laienkelch gekannt. Man solle nicht zur Gewalt greifen, um das verstümmelte Altarsakrament unter beiden Gestalten wiederherzustellen – auch in der Türkei gefangene Sklaven müßten sich als Christ oft mit dem „geistlichen Genuß“, also mit dem Verlangen nach dem vollständigen Sakrament, begnügen. Die Schuld an der Verstümmelung des Sakraments trifft nicht die Kommunikanten, sondern die Tyrannen. Die Wiedergewährung des Laienkelches ist nötig. Man dürfe daher nicht länger den Böhmen und Griechen vorwerfen, sie seien Ketzer oder gottlose Schismatiker, vielmehr: „Ihr Römer seid das!“

VIII.

Auf einen utraquistischen Vorstoß hin entwickelte Luther 1523 in seiner Schrift: „*De instituendis ministris Ecclesiae*“ sein Konzept vom Aufbau der Kirche „von unten nach oben“! Man bedürfe keines geistlichen Possenspiels. Jeder Hausvater müsse den Seinen das „*Evangelium treiben*“ und, wo es unter den Geistlichen Wölfe statt Schafe gebe, seine Kinder selbst taufen. Jeder getaufte gläubige Christ sei ja Priester. Für die Gemeinde sollten jeweils wahre Kirchenälteste, wahre Presbyter handeln. Der Stadtrat solle bedenken, daß, wo sich zwei oder drei im Namen Christi versammelten, der Herrscher mitten unter ihnen sei. Zur Wortverkündigung seien würdige und tüchtige Leute zu wählen. Ihnen seien die Hände aufzulegen. Sie seien als die wahren Bischöfe, Diener am Wort Gottes und Pastoren der gesamten Gemeinde zu empfehlen. Niemanden solle man zu dieser neuen Form oder zum Glauben zwingen. Den Widerstrebenden soll man ihre Freiheit lassen. Jede Gemeinde solle für sich beginnen, aber das Beispiel der anderen beachten. Gleichgesinnte Gemeinden sollten sich zusammenschließen. Die von den Gemeinden gewählten Pastoren sollten aus ihrer Mitte Vorsteher wählen, die Kirchen zu visitieren, bis die Kirche Böhmens so durch den Aufbau von unten nach oben zu einem wahren evangelischen Erzbischofsamt gelange, das nicht an Geld oder Gut – wohl aber an Aktivitäten im Dienste der Kirche – reich sei.

Eine neue Epoche der Kirchengeschichte schien angebrochen. War es wirklich eine Epoche?

IX.

Es gibt sicher eine müßige, aber auch eine sinnvolle Fragestellung, ob ein Ereignis etc. als Geschehnis kurzfristiger Bedeutung – eben als *Episode* – zu werten ist oder als mehr, als etwas Umwälzendes, als *Epoche*.

Für den Zeitgenossen erscheint freilich oft ein Ereignis, das den Nachgeborenen als relativ nebensächliche Episode erscheint, als etwas Einmaliges, Weltbewegendes, Erschütterndes, als Beginn einer neuen Zeit.

Wiederum nehmen Zeitgenossen oft etwas, was den Nachgeborenen als epochal erscheint, kaum zur Kenntnis, sie „ignorieren es nicht einmal“, um ein Wortspiel zu verwenden; das Epochale wird ihnen angesichts der kleinen und kleinsten Sensationen des Alltags kaum bewußt.

Wir können daher nie ungeschützt das Selbstverständnis einer vergangenen Ära befragen; dann wäre die Antwort auf die Frage: „Episode oder Episode?“ zumindest für eine bestimmte Gruppe leicht. Die Antwort der *Anhänger der lutherischen Erneuerung* der Kirche auf die Frage nach dem Eigentlichen ihrer Existenz erfolgte in der Zeit der Früh- und Spätreformation relativ einhellig: Gott hat uns in diesen schweren und letzten Zeiten eine neue Erkenntnis des Evangeliums geschenkt, durch sein einmaliges Werkzeug – *singulum organon Dei* – Dr. Martin Luther. Diese Antwort scheint klar und eindeutig – eine neue Epoche der Weltgeschichte ist angebrochen, nicht von selbst, nicht durch Menschenwerk – der Mensch ist nur Werkzeug –, sondern durch Gottes Gnade. Freilich schwingt in der Antwort der reformatorischen Generationen aber auch der Begriff der Episode mit. Die Zeit der Reformation ist eine Epoche in der Geschichte der Christenheit, die mit der Menschwerdung und Auferstehung des Sohnes Gottes beginnt und mit seiner Wiederkunft zum Jüngsten Gericht endet.

Diese Wiederkunft steht „in diesen schweren und letzten Zeiten“ unmittelbar bevor, das ist die Überzeugung der lutherischen Früh- und Spätreformation. Sicher, man hat gleichwohl dafür zu sorgen, daß der kommenden Generation eine gute weltliche Obrigkeit und eine Kirche mit „reiner Lehre“ als Gottes doppeltes Regiment vermittelt werden kann, aber man lebt in der Endzeit. Damit haftet allem menschlichen Tun etwas – im Wortsinne – „Provisorisches“ an.

Die Legendenbildung wird diese Haltung dann Luther gleichsam in den Mund legen: „Und wenn ich wüßte, daß morgen die Welt unterginge, würde ich doch heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen.“ Das ist sicher nicht der Wortlaut des Reformators; aber ein Teil der Geisteshaltung der Reformation ist darin verborgen. Man lebt bewußt in der Endzeit. Diese Haltung ist uns heute nicht mehr ganz so fremd wie etwa der Generation der Spätaufklärung mit ihrem Glauben an die Vernunft oder der Generation der Gründerzeit mit ihrem Glauben an den Fortschritt.

X.

Der Gedanke an die Endzeit, an eine Apokalypse „hier und jetzt“, ist unserer Generation nicht fremd – und scheint wohl gerade dort bedrängender, quälender, den Atem abschnürender zu sein, wo man sich von dem Inhalt der christlichen Verkündigung – sei es nun in evangelischer oder katholischer Akzentuierung – abgekoppelt hat.

Die neue Endzeit, die Zeit der atomaren Bedrohung, des sauren Regens und der tödlichen Erkaltung zwischenmenschlicher Beziehungen, die viele von uns erleben, ist keine Endzeit, die man herbeisehnt. Im Gegenteil, weite Kreise – breitere Schichten, als wir meinen – sind von der Überzeugung geprägt, keine Zukunft mehr zu haben. „No future“ ist mehr als ein Schlagwort. Wie anders die Endzeithaltung der Reformation. Da betet Luther: „*Komm, lieber Jüngster Tag!*“ „Lieber Jüngster Tag“ – in diesen drei Worten steckt eine ganze Lebenseinstellung, die Hoffnung, nach diesen schweren und letzten Zeiten in die Vaterhand Gottes zu fallen, der richtet und aus Gnaden gerechspricht und gerechtmacht.

Diese Lebenshaltung ist nicht nur für manche von uns neu und befremdend: Sie war es zum Teil schon für die Zeitgenossen. Der „poeta laureatus“ und katholische Bischof (er wurde erst sehr viel später evangelisch) Pietro Paolo Vergerio reiste als ein zu einem Konzil animierender Nuntius 1535 durch Deutschland. Nach einer nächtlichen Diskussion mit lutherischen Adligen stellte er (in einem regelrechten „Aha-Erlebnis“) fest: „Euch Lutheraner versteht nur der, der viel betet.“ Daß nicht nur die Gegner, sondern auch die Erben der lutherischen Reformation diese so eklatant und fundamental mißverstehen konnten – denken wir nur an das Heine-Wort von Luther als „dem Deutschesten der Deutschen“ –, hängt wohl auch damit zusammen, daß Beten als Versuch eines theologischen Verstehens, als theologisches „Erkenntnisprinzip“, zu selten angewendet wurde, zumal es als Kriterium historischer Forschung weder einklagbar noch kontrollierbar ist. Die eschatologische Dimension reformatorischen Betens erhielt ihre Klangfarbe nicht zuletzt durch die Erfahrung von echten Martyrien und den Widerhall der Türkenkriege.

XI.

Denn als Luthers Schrift „*De instituendis ministris Ecclesiae*“ erschien – im November 1523 –, war bereits ein geschichtsmächtiges Ereignis erfolgt, das verhängnisvolle Auswirkungen zeitigte. Am 1. Juli hatte es die ersten evangelischen Blitzeugen – Augustiner in den Niederlanden – gegeben – 1524 folgten dann ein Buchführer im Burgenland, wenige Wochen später der angesehene Wiener Bürger *Kaspar Tauber*. In die Phase ökumenischer Aktivitäten fiel offene Verfolgung. In Oberdeutschland wie in der Eid-

genossenschaft schien die reformatorische Bewegung ihre eigenen Wege zu gehen. In zunehmendem Maße drohte die Reformation, die mit unter der Devise angetreten war, am Abbau der Kirchentrennungen mitzuarbeiten, *neue Kirchentrennungen* im Gefolge zu haben. Märtyrer und Confessores sind in den Reichen Ludwigs II., Ferdinand I. und Matthäus Langs anzutreffen – im Sohler Komitat, in Ofen, in Kärnten, Georg Scherer in Salzburg, nicht zuletzt aber im Grenzgebiet, in dem sich der Einfluß Österreichs, Bayerns und Passaus überschneidet. Neben Tauber ist es vor allem der Tod *Leonhard Kaisers*, der Luther zutiefst beeindruckt. Es gibt Blutzegen Christi, deren Bekenntnis festgehalten werden soll. Das Martyrium, das Gott Luther verwehrte, wurde ihnen zuteil. Dieses Erleben prägt Luther zutiefst – und wenn es später bei Verhandlungen um Restitutionen geht (die andere Seite denkt dabei um die Restitution von zu evangelischen Zwecken verwendetem Kirchengut), kann Luther fordern: Zuerst sollen sie uns aber Tauber und Kaiser restituieren. Diese Martyrien, die der konfessionellen Auseinandersetzung eine neue Qualität verleihen, verstärken noch die eschatologische Komponente in Luthers Theologie und Frömmigkeitsleben. Wie sich durch diese Martyrien Luthers Überzeugung von der antichristlichen Gewalt des Papsttums intensivierte, so intensivierte sich seit 1526 seine analoge Überzeugung von der antichristlichen Gewalt „des“ Türken. Zuvor hatte er betont, daß man zuerst gegen die eigenen Sünden und nicht sogleich gegen den Türken als Gottes Zornesrute kämpfen müsse. Diese (in der Bannandrohungsbulle verkürzt als Irrlehre genannte) Anschauung gab er ebenso wenig wie seine Ablehnung jedes Kreuzzuges ganz auf. Aber in Mohács sah er eines der „monstra“, eines der Schreckenszeichen, das den Jüngsten Tag ankündigte. Seit 1528 hämmerte Luther es ein („Vom Kriege wider die Türken“, Druckvollendung erst 1529), daß der Herr Christianus zur Buße, Demut, Furcht und erhörungsgewissem Gebet greifen, dann aber dem weltlichen Herrn – etwas naiv als Herr Carolus hingestellt – in den Abwehrkampf gegen die Türken folgen muß. Das weltliche Regiment hat zu schützen, nicht einen Glaubenskrieg zu führen. Der Türke, der Koran, der die drei Grundordnungen Gottes, die wahre Religion, die wahre Politia, die wahre Oekonomia zerstört, ist gleichsam die inkarnierte diabolische Gewalt: „... wie der Bapst der Endechrist so ist der Türck der leibhaftige Teuffel“ (WA 30 II, 126,1 f.). Hier gilt es, durch gemeinsames Zusammengehen der Christen aller Konfessionen den bedrängten Brüdern zu Hilfe zu eilen. Über die Sorglosigkeit, das „Schnarchen“ der Deutschen, war er erschüttert – und über die marginale Abwehrbereitschaft (Reichstagsverhandlungen sahen 20000 Mann und 4000 Reiter vor – Luther hielt mindestens je 50–60000 Mann als Kampftruppe wie als Reserve für notwendig). Seit dem Vorstoß gegen Wien 1529 – Luther verfaßt „Eine Heerpredigt wider den Türken“ – steht es für

ihn fest, daß der Türke „der letzte und ergeste zorn des teuffels widder Christum“ ist, auf den Jüngstes Gericht und Hölle folgen werden (WA 30 I,162,8–11). Daher muß gegen den Türken gekämpft werden – freilich nur, wenn dieser angreift und wenn die weltliche Obrigkeit einen Verteidigungskrieg führt – dann aber fällt man als Märtyrer (WA 30 II,196,22 ff. 174 3–2).

Entsetzt schreibt Luther am 10. November 1529 über die Verwüstung Ungarns und des Umlandes Wiens, die als Folge der Verachtung des Evangeliums durch Gott zugelassen sei, an Jakob Propst (WA Br 5,175,8–11): „Germania plena est proditoribus, qui Turcae favent. Ad haec mala accedit, quod Carolus Caesar multo atrocius minatur et saevire statuit in nos hostem. Sic vindicatur evangelii contemptus et odium.“

Eine völlige Verwüstung Deutschlands dürfte er – was den leibhaften Türken anbelangt – erst in etwa zwei Generationen nach seinem Tode erwartet haben. Gleichwohl stehen jetzt schon Christen in eschatologischer Existenz und apokalyptischer Not: „Kommen wir zum Turcken, so faren wir zum teuffel, Bleiben wir unter dem Bapst, so fallen wir ynn die helle“ (WA 30 II, 195,23–196,2). In dieser endzeitlichen Lage stehen zuvorderst die Christen im Donauraum. Wie das Martyrium Kaisers 1527 der Zeile „Nehmen sie (uns) den Leib“ in Luthers „Ein feste Burg“ 1528 ihren spezifischen Klang verliehen hat, so prägte die neue türkische Offensive 1540 und der von Luther mit Gebet und Skepsis begleitete Gegenstoß des Reiches 1542 mit die Klangfarbe des im gleichen Jahre gedichteten Kinderliedes „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort, und steur’ des Papsts und Türken Mord“.

XII.

Epoche oder Episode? Bei der Antwort auf diese Fragestellung spielen vier Faktoren eine Rolle, zwei davon können variabel sein:

a) Das historische Ereignis und

b) das Selbstverständnis der Träger dieses Ereignisses.

Zwei davon sind immer variabel:

c) Eine noch nicht abgeschlossene Wirkungsgeschichte (nur bei der Nichtabgeschlossenheit ist ja die Fragestellung „Epoche oder Episode?“ sinnvoll; bei einer abgeschlossenen Wirkungsgeschichte könnten wir ja die „Episode“ ganz dem Depot eines archivalischen Geschichtsinteresses überantworten) und endlich

d) unsere Deutung, unsere Reaktion, unsere Interpretation, unser Betroffensein.

Da sich bei *Veränderung* eines dieser vier Faktoren oder gar mehrerer unser Horizont verschieben kann, kann etwas, was wir für eine Episode hielten, zur Epoche werden; oder umgekehrt, eine Epoche kann zu einer Episode werden. Wie kurz konnte etwa die vermeintliche Epoche eines „Tausend-

jährigen Reiches“ geraten! Oder haben nicht viele von uns die Worte im Ohr, die uns von allen Medien 1969 bei der ersten Mondlandung so überzeugungskräftig entgegentönten, daß *nun* eine völlig neue Epoche der Menschheit begonnen habe.

Vielleicht wird man später *wieder* von einer Epoche sprechen. Uns erscheint das Geschehen von 1969 eher als eine Episode unter vielen, eine Sensation unter vielen anderen – und bei weitem nicht als ein unser Geschick primär prägendes Ereignis. Ist vielleicht die Reformation ein Ereignis, das *einst* als Epoche gewertet werden konnte, aber heute nur mehr als Episode anzusehen ist? Generationenlang haben im evangelischen Lager Reformationsfestpredigten mit Pathos verkündet, daß die Hammerschläge in Wittenberg am 31. Oktober 1517 eine neue Zeit eröffneten. Daß 1517 eine neue Epoche begann, war lange Zeit *communis opinio* – strittig war nur, ob damit etwa eine neue Zeit der Freiheit oder die Demontage der heilen Welt des Mittelalters begann.

XIII.

Heute sind wir ja sehr skeptisch, ob überhaupt in Wittenberg Hammerschläge zu hören waren; große Worte wie das von einer neuen Zeit erfüllen uns mit Unbehagen – und es sind nicht diejenigen die schlechtesten Historiker und Kirchenhistoriker, die versuchen, die Reformationszeit als Episode einer größeren Epoche zuzuordnen, dem Spätmittelalter etwa oder dem Konfessionellen Zeitalter oder der Zeit der Frühbürgerlichen Revolution, oder die überhaupt, um ein Werturteil zu vermeiden, von einem Europäischen Übergangszeitalter sprechen.

Umgekehrt kann ein Geschehen, das Zeitgenossen als Episode erschien, später ganz andere Dimensionen annehmen. War vielleicht jener 12. April 1204 mehr als eine Episode, als ein bedauerlicher Betriebsunfall? Jene zweite Eroberung Konstantinopels im 4. Kreuzzug, die scheckliche Plünderung dieses Zweiten Rom, die Etablierung eines kurzlebigen Lateinischen Kaisertums (bis 1261) – brachte diese Episode vielleicht eine epochale, kaum wieder gutzumachende Belastung des Verhältnisses zwischen Osten und Westen mit sich?

Sehr ernstzunehmende katholische Kirchenhistoriker meinen, die Frage der Kooperation oder gar der Wiedervereinigung der evangelischen und katholischen Kirchen sei nur mehr eine Zeitfrage, in wenigen Generationen zu lösen: Das eigentliche Problem in dem Aufeinander-Zugehen der Kirchen in der ökumenischen Bewegung werde es sein, ob der Osten und die Ostkirchen das Mißtrauen und den Schock aufgrund des Geschehens von 1204 je werden überwinden können.

Schockerlebnisse führen nur zu häufig zur Suche nach Sündenböcken.

Ein dem Schockerlebnis 1204 zumindest vergleichbarer Schock war der große Türkensturm im 16. Jahrhundert. In *Österreich* standen die evangelischen Untertanen – und die Stände waren im 16. und selbst noch im beginnenden 17. Jahrhundert mehrheitlich evangelisch (oder zumindest krypto-protestantisch) – vor der Alternative, Untertanen der glaubensmäßig ja weit toleranteren Hohen Pforte zu werden (und so ihre Konfession zu wahren) oder die sie konfessionell diskriminierende Politik der (bei weitem nicht immer patriotischen) Landesherren aus patriotischen Gründen mitzutragen. Ein Zusammengehen mit den Türken hätte die Wahrscheinlichkeit der Rettung des Glaubens wie des kulturellen Standards mit sich gebracht. Auch die Nation Siebenbürgens wie die Guisen konnten ihre Freiheit und ihren kulturellen Standard ja nie ohne Anlehnung an ausländische Mächte wahren. Während katholische Herrscher nicht zögerten, mit der Hohen Pforte gemeinsame Politik zu treiben, war es für Österreich (wie West- und Oberungarn) nicht zuletzt Luthers Haltung, die zur patriotischen Aufgabe des Türkenkrieges als Verteidigungskrieg animierte. Der „Türk der Luth'rischen Glück“ hieß es bei antiprotestantischen Scharfmachern in Österreich in der Reformationszeit – sicher nicht völlig zu Unrecht: Daß aber weit mehr noch „der Türk' der Habsburger Glück“ war, da die evangelischen Stände angesichts des Türkenkrieges (nicht ohne geforderte, nur selten gehaltene Gegenleistungen auf dem Sektor der konfessionellen Freiheit) zu ihren nicht immer würdigen oder fähigen Landesherren standen, hat Paul *Dedic* bereits sehr deutlich gemacht. Es war nicht zuletzt Luthers Haltung, die dazu führte, daß die Evangelischen – auch noch im „Türkenjahr 1683“ – *überproportional* viel an Gut und Blut opferten. *Gleichwohl wurde Luther* bereits in den frühen zwanziger Jahren *als Hauptschuldiger an der Türkennot* hingestellt. Dieses Urteil hielt lange vor, ist heute modifiziert, aber nicht liquidiert. Selbst den Protestanten heute durchaus wohlwollend gesinnte Historiker urteilen in Privatgesprächen oft so: Der Zweck der Türkenabwehr heiligte oder rechtfertigte zumindest die bedauerlichen Mittel einer zumeist mit brutaler Härte durchgeführten Gegenreformation. Erst nach der durch Belehrung, Bekehrung, Bedrückung, Unterdrückung, Vertreibung, Zwangsverschickung und Kindesraub erreichten (fiktiven) Herstellung einer „Glaubenseinheit“ war der Sieg über die Osmanen 1683 und der Gegenstoß, durch den erst die „Große Zeit Österreichs“ begann und Österreich zur Großmacht wurde, möglich. (Sollten dann nicht auch heute, wo das Abendland noch ärger bedroht ist als in der Türkenzeit, die konfessionellen Gegensätze abgebaut und durch eine Rückkehr der Minderheit zur „Mutter Kirche“ eine ideologisch-politische Stärkung des Abendlandes erfolgen? Diese Überlegungen haben auch im „Luther- und Türkenjahr 1683“ bereits zu Konversionen geführt.) Immerhin, die glorreiche „Nachgeschichte“ der lutherischen Zeit Österreichs

stempelt doch zumindest für den „österreichischen Raum“ die Reformationszeit eher als Episode ab. Oder doch nicht?

XIV.

Episode oder Epoche? Das ist immer *auch* eine *Frage der Nachgeschichte*. Wenn wir hier von der Zeit der Reformation reden, meinen wir immer auch die Zeit der Aufstände (etwa unter einem Michael Gaismair), die Zeit des Durchbruchs auch noch der Spätreformation, wie die der Reformen des Konzils von Trient usw. All dies, was Reform und Reformation ausmacht, wurde durch die Nachgeschichte erheblich verändert.

Greifen wir nun zwei Punkte — es sind keineswegs Hauptpunkte — heraus, je einen aus der katholischen Reform und evangelischen Reformation, das Prinzip der *Residenzpflicht* der Bischöfe im katholischen Bereich, das Prinzip der Freiheit beim Gottesdienst oder Beichtbesuch im evangelischen Bereich:

Eines der zahllosen auslösenden Momente der Reformation in Deutschland bildete das Kumulieren wichtiger kirchlicher Ämter unter dispensweise gewährter Außerachtlassung der Residenzpflicht. Ein Fall von vielen war der Fall des zweitgeborenen Hohenzollernprinzen Albrecht, der noch vor Erreichen des kanonischen Alters Bischof wurde und die Erzbistümer Mainz und Magdeburg sowie das Bistum Halberstadt erwarb. Für Bestätigungs- und Dispensgebühren brauchte er Geld, das wurde ihm vom Bankhaus Fugger zur Verfügung gestellt, das an Schuldenrückzahlung und Gewinn interessiert war und zu diesem Behufe Albrecht eine Beteiligung am Petersablaß ermöglichte. Eine Reaktion auf die zugunsten Albrechts Entschuldung markt-schreierisch vollführten Ablaßpredigten bildeten dann Luthers 95 Thesen. Eine solche Ämterhäufung sollte nun nicht mehr vorkommen. Das Konzil von Trient erneuerte und verschärfte die Residenzpflicht. Doch dann reduzierte der sich rasch ausbreitende Bankkatholizismus diese Reformmaßnahme zum Lippenbekenntnis. Man benötigte ja für die Angehörigen der weltlichen Schirmherren des Barockkatholizismus einen glanzvollen und prächtigen Lebensstil. Wer ist etwa in der schwierigsten Zeit des Dreißigjährigen Krieges Bischof von Breslau? Leopold Wilhelm, der Sohn Ferdinands II.: Er hatte mit elf Jahren 1625 von seinem Onkel Leopold, der sich laisieren ließ, die Bistümer Passau und Straßburg „geerbt“ und dann zusätzlich noch die Bistümer Halberstadt, Olmütz Breslau und die Stelle des Hochmeisters des Deutschen Ordens erworben. Seiner Residenzpflicht kann er nicht nachkommen, zumal er 1647–1656 als Statthalter in die Niederlande geht. Als er stirbt, wird sein 13jähriger Neffe Karl Joseph Bischof von Breslau: Dieser stirbt bereits mit fünfzehn Jahren — aber da ist er schon Bischof von Passau, Olmütz und Breslau sowie Hochmeister des Deutschen Ritterordens.

Wie die katholische Reform wird auch die lutherische Reformation durch die Nachgeschichte entscheidend verändert. Die lutherische Reformation entdeckt und erfährt, daß im Gottesdienst nicht der Mensch Gott dient – darum entfällt die *Sonntagspflicht* –, sondern Gott dem Menschen dient – darum gebietet es die Dankbarkeit, diesen Dienst Gottes möglichst oft anzunehmen.

Ähnlich steht es mit der Privatbeichte – allgemeine Beichte und Privatbeichte stehen einander gleichwertig gegenüber. Wir müssen nicht zum Gottesdienst gehen, *wir dürfen es – wir müssen nicht* zur Ohrenbeichte, wir dürfen es. Aber im lutherischen Bereich bleibt der Gottesdienstbesuch wie die Privatbeichte selbstverständlich. Ermöglichte eine weltliche Obrigkeit den sozial schwächer gestellten Christen einer Stadt etwa nicht den Besuch von zwei oder drei Gottesdiensten am Sonntag und mindestens zwei Wochentags-gottesdiensten, so gingen die Theologen mit öffentlicher Vermahnung und – sehr effizient – mit dem Bann gegen sie vor. Hätte jemand zu Luther gesagt, *er* solle nicht mehr regelmäßig zur Privatbeichte gehen (zu seinem Freund und Mitarbeiter, dem Wittenberger Stadtpfarrer Johannes Bugenhagen), Luther hätte einen solchen Mann als Werkzeug des Teufels von sich gewiesen.

Sicher, die evangelische Beichte sah auch äußerlich etwas anders aus – es sind noch lutherische Beichtstühle vorhanden, die zeigen, daß hier nicht der bekennende Christ vor seinem vergebenden Mitchristen kniet, sondern daß beide innen im Beichtstuhl sitzen, damit ihre gemeinsame Haltung *unter* Gottes Wort bekundend.

Vor dem Abendmahlsempfang ist Privatbeichte nicht Pflicht, aber verpflichtende Sitte. Religionssoziologisch änderte sich in gut lutherischen Gebieten nicht Beicht- und Gottesdienstbesuch, wohl aber die Motivation: Wir müssen nicht, wir dürfen.

Die einzelnen Gottesdienste haben verschiedene Funktion – neben Hauptgottesdiensten mit Auslegung der Perikopen stehen Gottesdienste als Christenlehre, als Katechismusunterricht, als durchgehende Auslegung biblischer Bücher. So geht es bis zur Hochaufklärung. Noch der junge Goethe geht zur Privatbeichte. Dann aber setzt in *einer* Generation eine völlig neue Interpretation evangelischer Freiheit ein.

Die neben dem Johannesevangelium Luther liebste biblische Schrift, der Römerbrief, bringt mit Röm. 8,21 die Botschaft von „der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes“; er wurde nun anders interpretiert: Freiheit wurde in einer einzigen Generation neu, damit das Anliegen der Reformation deprivierend, interpretiert. Bisher hieß „*Nicht-müssen*“ „dürfen“ – nun aber „nicht brauchen“. Aus einer Freiheit zum wird eine Freiheit *vom*. Aus dem „ich darf zur Privatbeichte gehen“ wurde ein „ich brauche nicht zur Privatbeichte gehen“. Im 19. Jahrhundert, in der Zeit des Neuprottestantismus

gibt es kaum mehr eine Erinnerung daran, daß die Privatbeichte einst der Normalfall im evangelisch-lutherischen Bereiche gewesen war. Dort, wo „dürfen“ in „nicht-nötig-haben“ umgedeutet wird, erscheint dann die Privatbeichte als typisch katholisch. Ähnlich steht es um den Gottesdienstbesuch.

XV.

In *einer* Generation, in der der *Spätaufklärung*, leeren sich die evangelischen Kirchen. Die reiche Fülle der Nebengottesdienste verschwindet – durchaus auch auf die Initiative des Staates hin. Joseph II., der später den Evangelischen in seinen Landen eine eingeschränkte Toleranz gewähren wird, findet in Schlesien und Ungarn auf seinen Reisen erlaubtes evangelisches Leben vor, in Siebenbürgen ein gleichberechtigtes, freies und blühendes evangelisches gottesdienstliches Leben. Er, der katholische Kaiser, befiehlt nun den evangelischen Pfarrern, daß sie in Zukunft an Sonntagen von 5 Uhr früh bis 5 Uhr nachmittags pausenlos Gottesdienste und Andachten zu halten hätten, damit die Gottesdienste an Wochentagen überflüssig würden und die Leute nur ja nicht-von der Arbeit abgehalten würden. Die Begeisterung der evangelischen Pfarrer und des Kirchenvolkes über diesen Befehl hielt sich in bescheidenen Grenzen! Aber eindeutig galt nun in und seit der Zeit der Spätaufklärung: Eine Neuwertung der Reformation war überfällig. Diese aber wurde, lokal sehr verschieden, höchst unterschiedlich vorgenommen – teils als (normative) Epoche, teils aus (zu überwindende) Episode.

In der habsburgischen Monarchie konnten sich seit 1781 evangelische Gemeinden konstituieren, die seit fünf bis neun Generationen illegal, im Untergrund, gelebt hatten. Sie hatten sich weithin spätreformatorische Frömmigkeit bewahrt. Denn sie lebten ja von der heimlichen – streng verbotenen – Lektüre reformatorischen Schrifttums. Sie hatten ein existentielles Interesse an konfessionsrelevanten Differenzen.

Gleichzeitig gab es in Europa saturierte Landeskirchen als Erben einer reformatorischen Tradition, die dieser Tradition längst überdrüssig geworden waren. So kann im gleichen Jahre, 1786, die Reformation in Bern als zu überwindende Episode, in der sich konstituierenden Toleranzgemeinde Feld am See aber als normative Epoche empfunden werden. Im reformierten Bern fordert der Patrizier Karl Viktor von Bonstetten die Umwandlung der Professur für Kontroverstheologie in eine solche für Naturwissenschaften, da (wörtlich nach Paul Wernle, *Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert*, 3 Bde, 1923–1925, 2,332 f.) „die Kenntnis der Geschichte der Wanzen auch für den künftigen Pfarrer nützlicher“ ist „als die Kenntnis der theologisch-konfessionellen Streitfragen“. Nützlichkeit statt Wahrheit, das ist seither ein Strang der Interpretation der Reformation. Während dem aufgeklärten Berner selbst die Wanzenkunde wichtiger erscheint als reforma-

torisches Erbe, fordert die Bauerngemeinde Feld am See angesichts ihres rationalistischen Pastors (Matthäus Cnopf) die (im josephinischen Österreich nicht realisierbare) Einführung von Reformationsfesten — hier sollte der Pastor gehalten sein, die unveränderte Augsburgerische Confession vorzutragen und über die beiden Hauptanliegen der Reformation, über die Rechtfertigung allein aus Gnade (CA IV) und über das Verhältnis von Glauben und guten Werken (CA XX) zu predigen.

Diese Bauerngemeinde überlegt auch, welche Lieder beim Katechismusunterricht zu singen seien, damit auch noch Kinder und Enkel an der so schwer erkämpften „reinen Lehre“ festhalten könnten. Zeitverschoben werden hier Anliegen der Spätreformation laut: Reformation wird hier implizit als Epoche gewertet, die nicht durch die Spätaufklärung, in der man am Palmsonntag statt über den Sohn Gottes Jesus Christus etwa gegen den Waldfrevl predigen kann, eine Verschiebung des Verkündigungsinhaltes, der für die unerträglich ist, die noch an reformatorischer Verkündigung hängen.

XVI.

Im österreichischen Raum kamen die *Anliegen der Theologie Luthers*, die im soziaethischen Bereich durchaus nicht einheitlich waren, bei verschiedenen soziologischen Schichten zu *verschiedenen Zeiten* und in verschiedenen Ländern zu *konträren Auswirkungen*. Je nachdem, welche theologische Position Luthers heute für richtig gehalten wird, wird je die eine oder die andere Auswirkung der reformatorischen Theologie auf den österreichischen Raum gelobt oder getadelt, für genuin-lutherisch oder für unlutherisch erklärt werden. Vieles, was als typisch lutherisch gilt, ist letztlich typisch „mönchisch“. Der „junge“ Luther übernimmt etwa Teilanliegen des Habitus der Augustinereremiten und prägte deren Haltung durch seine Katechismen dem Luthertum ein, ja prägte sie, solange Konfirmanden den Katechismus noch wirklich auswendig lernten (mit Kopf *und* Herz), wie ein Brandzeichen auf. Wie die Augustiner ihre Brüder nicht beschuldigen oder verurteilen, sondern möglichst das Böse gut interpretieren und deuten sollten, sollen auch wir bekanntlich unseren Nächsten „entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren“. Diese Haltung ist vor allem *auch* gegenüber der Obrigkeit (von den Eltern bis zu den Fürsten) einzunehmen. Die (ja weit geschichtsmächtigere) Melancthonschule und ein beträchtlicher Flügel des oberdeutschen (zumal württembergischen, aber auch nürnbergischen) Luthertums, hat, in behaglichen Landeskirchen etabliert, theologisch diese (von Luther selbst längst verlassene) Haltung in der Obrigkeitsfrage einzementiert. Der Luther der zwanziger Jahre wurde zu *dem* Dr. Martinus schlechthin. Die Ratschläge, die dann den in ihrer Existenz bedrohten evangelischen Ständen unter der Herrschaft Habsburgs

erteilt wurden, waren dementsprechend – und führten zu einem nie wieder gutzumachenden Schaden. So kam es zu einer ehrlosen Kapitulation und zu einer wirklich würdelosen Respektierung einer (permanent schöngefärbten, aber diabolisch agierenden) Obrigkeit. Wenn etwa die steirischen Stände 1602 der Erzherzoginmutter (und treibenden Kraft einer wortbrüchigen Zwangskatholisierung) Maria das Eggenberger Stift (dieses geistliche Zentrum des innerösterreichischen evangelischen Lebens) schenkten, die es in ein Clarissenkloster verwandelte, dann muß man auf die Frage der reformierten Kirchenhistorikerin Grete Mecenseffy, ob das nicht an Würdelosigkeit grenzte, auch als „gestandener“ Lutheraner sehr klar „ja“ sagen. Diese Haltung war verächtlich und infam. Es wäre etwa so, als wollten die Christen die Grabeskirche zur Moschee umgestalten. Aber die innerösterreichischen Adelligen, die aus einem theologisch schlecht interpretierten – völlig unlutherischen – „leidenden Gehorsam“ so handelten, zogen zum Gutteil selbst 1629, in der katholischen Siegesphase des Dreißigjährigen Krieges um ihres Glaubens willen ins Elend und standen so buchstäblich mit ihrer ganzen Existenz zu ihrer Lehre. Hier stimmte zumindest Leben und Lehre überein, was immer beachtens- und oft bewundernswert ist.

Aber es gab in Österreich und Ungarn im Rahmen des Luthertums auch ein ganz anderes Verhalten. Wie konnten sich hier Lutheraner überproportional in manchen Gebieten beim gewaltsamen Widerstand gegen die Obrigkeit hervortun?

In der Theologie des „alten Luther“ bildet die Zirkulardisputation über Mt. 19,21 vom 9. Mai 1539 einen gravierenden Einschnitt. Einer weltlichen Obrigkeit, einem Kaiser, der sich zum gegenreformatorischen Werkzeug des antichristlichen Papsttums erniedrigt, muß jeder einzelne als Aufrehrer entgegentreten, um den Nachkommen die rechte Lehre zu bewahren. Während die Melanchthonschule diese verbindliche Lehrmeinung Luthers neutralisierte, wurde sie von Teilen des Gnesioluthertums weitertradiert. Von Kärntner Bauern, die sich dem 70tägigen Feldzug Brenners zu widersetzen suchten, geht *eine* Linie zu dem *Großen Oberösterreichischen Bauernkrieg* unter seinen Führern Fattinger, Zeller (und – als einzigem Adelligen – Achaz Wiellinger). 1626, der als Glaubenskrieg begann, als von der evangelischen Lehre nach dem Wunsche Ferdinands nichts, aber auch gar nichts bleiben sollte, und zu dem Aufstand des lutherischen Grafen Imre *Thököly*, der zur Rettung der Glaubensfreiheit Altungarns 1681 beitrug. Ausläufer dieser Widerstandsbewegung finden wir dann, freilich mit einer bereits verwaschenen, deformierten und völlig überfremdeten Theologie 1848, wo gerade Lutheraner, wie etwa Kossuth, Petöfi, Wimmer, von revolutionärem Elan getragen waren. Auch die, die dem theologischen Lernprozeß des alten Luther nicht folgen können, werden dem Verzweiflungskampf der

oberösterreichischen Bauern, bei dem in einem halben Jahr über die Hälfte der waffenfähigen Bevölkerung fiel, nicht den Respekt versagen können. Der furchtbare Zweite Weltkrieg brachte für Österreich eine Todesrate von 5,8 %. Wie schwer konnten diese Verluste ersetzt werden! Die Erhebung von 1626 brachte den Oberösterreichern eine Todesrate von 32 Prozent!

XVII.

Reformation ist wohl keine Epoche, in der sich auf geistlich-kulturellem Sektor Nebensächliches ereignet. Sie ist *Epoche* für jeden, der nach der Kirchen-, Geistes-, Frömmigkeits-, Kultur- und Literaturgeschichte zumindest eines großen Teiles von Europa fragt. Aber eben keine Epoche, die ohne ihre Vor- und Nachgeschichte zu verstehen wäre. So wäre es unseres Erachtens falsch, sie als *isolierte* Epoche oder *ignorierbare* Episode zu werten. Die epochale Bedeutung der Reformation für die *Literaturgeschichte* wird heute nicht nur von Nichtevangelisten, sondern auch von pointiert nicht-christlichen Forschern herausgestellt. Sicher, auch hier gab es eine beträchtliche Vorgeschichte. Der *Humanistenbriefwechsel* Luthers reiht sich nahtlos in den vorreformatorischen Humanistenbriefwechsel ein. Wenn Luther eine Stunde nach dem ersten Verhör auf dem Reichstag zu Worms an den ihm durch rühmendes Hörensagen bekannten Wiener Humanisten Johannes Cuspinianus schrieb, war dieser Brief (heute ein wertvolles Autograph der Österreichischen Nationalbibliothek Wien) formal ein humanistischer Gelegenheitsbrief, geschrieben mit der pseudostoischen Ruhe, die ein Humanist zu haben vorgab. (Der ungeheure Druck, unter dem er stand, verrät sich dem kundigen Forscher nur durch die Schlußdatierung: Da verwechselte Dr. Martinus den lateinischen Sonntagsnamen.) Aber wird im Inhalt des Briefes nicht doch schon etwas gebracht, was durchaus humanistisch, aber doch mehr als humanistisch, nämlich reformatorisch war? Luther bekennt, er wolle kein Strichlein widerrufen, wenn ihm Gott Gnade schenke.

Auch Luthers *Trostbriefe* stehen in einer guten Trostbrief-Tradition, aber erlangten sie nicht eine neue Qualität? Zum Beispiel, wenn Luther 1524 einem Haupte des oberösterreichischen Adels, *Bartholomäus Starhemberg*, der über den Tod seiner geliebten Frau Magdalena von Losenstein zutiefst verstört war, schrieb, er solle seinen Trost bei Gott und nicht beim „Seelengerät“, bei Totenmessen und Vigilien suchen. Bartholomäus Starhemberg wurde daraufhin als einer der ersten oberösterreichischen Adligen evangelisch.

Den im Donauraum lebenden angefochtenen Christen hatte Luther nur zu oft Trostbriefe zu schicken. *Maria von Ungarn*, die im Gegensatz zu ihrer Schwester Isabella nie formell evangelisch wurde, aber auch nach 1526 in ihren oberungarischen Besitzungen die Lutheraner schützte und noch 1528 den Lutheraner Johann Henckel zum Beichtvater wählte, erhielt, als sie 1531

die Regierung in den Niederlanden übernehmen mußte, einen schönen Trostbrief (wie schon 1526 „Vier tröstliche Psalmen“ 37.62.94.109): „Was ist's nu, ob uns Leib und Leben, Vater und Mutter, Brüder, Königreich, Fürstentum, Ehre und Gewalt und alles, was man nennen mag, auff Erden entfället, wenn uns nur die Gnade bleibet, daß Gott unser Vater, sein Sohn unser Bruder, sein Himmel und Creatur unser Erbe, und alle Engel und Heiligen unsere Brüder, Vettern und Schwestern sind.“ (WA Br 6, 194–197; 196, 25–30).

Angefochtene Gewissen gab es auch im souveränen Erzbistum *Salzburg*, das politisch noch eng mit den Interessen des habsburgischen Imperiums verbunden war: Denn der Kanzler und politische Berater Maximilians I., Matthäus Lang von Wellenberg, vertrat in religionspolitischen Fragen durchaus die gleiche harte gegenreformatorische Haltung wie das Haus Habsburg oder Wittelsbach. Es gab Märtyrer, wie etwa Georg *Scherer*, dessen schönes Bekenntnis später Matthias Flacius Illyricus herausgab. Heimliche Gottesdienste, heimliche Hausandachten, demonstratives Singen von Lutherliedern kam durchaus vor. Bei den wirtschaftlich so wichtigen Gewerken und Montanexperten war man vonseiten der Regierung aus auch bereit, ein Auge zuzudrücken. Was aber nicht erlaubt, sondern bei Todesstrafe verboten war, war der Empfang des Heiligen Abendmahles unter beiderlei Gestalt. So wandte sich Martin *Lodinger* aus der Gastein in seiner Gewissensnot an Luther, ob er weiterhin die Eucharistie „sub una“ empfangen müsse. Luther riet ihm, da wider Gewalt kein Rat sei, sich entweder mit der geistlichen Nüßung zu begnügen oder in ein Territorium auszuwandern, in welchem man das Heilige Abendmahl unverstümmelt empfangen könne. Lodinger tat dies, veröffentlichte Luthers Brief und einen eigenen Appell an alle, doch seinem Beispiel zu folgen. Selbst einer für die Reformation so wichtigen Adelligen wie der Witwe Dorothea *Jörger*, die für arme Theologiestudenten in Wittenberg Mittel für Stipendien zur Verfügung stellte, (man könnte sie als eine Vorläuferin des Martin-Luther-Bundes und Gustav-Adolf-Werkes betrachten), half Luther bei der richtigen Zusammenstellung der theologischen Aussagen ihres Testaments.

XVIII.

Luthers Interesse und sein direkter oder indirekter Briefwechsel war keineswegs auf die deutschsprachigen Völker des Südostens beschränkt.

Was Luthers Verhältnis zu den *Böhmen* anlangt, muß man es – wie Amedo *Molnár* in dem eben erschienen repräsentativen Sammelwerk über den „alten“ Luther (Leben und Werk Martin Luthers von 1526 bis 1546, 1983, 627) formuliert hat, „zu den leuchtendsten Seiten des reformatorischen Ökumenismus ... zählen“. Beide Seiten – die Erben der hussitischen Protoreformation wie die Exponenten der lutherischen Reformation – blei-

ben sich dabei ihrer Eigenständigkeit bewußt: Aber der Respekt voreinander ist groß. Bereits im Mai 1521 urteilte der eher zurückhaltende Brüdersenior Lukas von Prag über die deutsche Reformation: „Nach einigen Jahren erweckte Gott auch in deutschen Landen sehr hervorragende Prediger gegen so manche Verstümmelung und zum Untergang der Irrtümer des Antichrists. Was der Herr Gott daraus machen wird, liegt in seiner Macht.“

Luthers Bejahung des Verteidigungskrieges, sein Betonen der Realpräsenz in der Eucharistie, seine Vorordnung der rechten Lehre vor dem Leben erschwerte freilich bis zum Tode des Lukas 1528 ein allzu enges Zusammengehen. Aber dann schlossen sich die Brüder unter dem Einfluß des Jungbunzlauer Seniors Johann Horn-Roh enger an den Wittenberger Reformator an. Die Zahl der böhmischen Studenten stieg (wie die aus anderen Gebieten der nachmaligen Monarchie) rasant: von 1520 auf 1530 von 29 auf 88. 1531 wurden die Schriften des Lukas von Prag nicht mehr für allgemein verbindlich erklärt. Luthers „Heerpredigt wider den Türken“ wurde bereits 1530 in einem brüderischen Handbuch rezipiert. Neben persönliche Beziehungen – ein Brüderherr zu Dohna wurde Pate von Luthers Sohn Martin – traten auch bekenntnismäßige. Die Brüder arbeiteten ihre „*Rechenschaft des Glaubens*“ unter dem Einfluß Luthers und Melanchthons um und versahen sie mit einer „Apologia“. Beide Bekenntnisse wurden 1538 in Wittenberg mit einer Vorrede Luthers gedruckt. Amedeo Molnár urteilt so: „Durch die Wittenberger Ausgabe der lateinischen Fassung der Brüderkonfession erkannte Luther geradezu manifestartig die Brüderunität als Glied der Familie der Reformationskirchen an. Die Brüder blieben ihm dafür auf die Dauer dankbar ...“ 1534 hatten sie zudem die Wiedertaufe aus anderen Kirchen Eingetretener eingestellt. „Aus Luther schöpften sie“ zudem (wieder nach Molnár) „eine Kräftigung ihrer evangelisatorischen Sendung“. Die *Utraquisten* wurden teils direkt durch die deutsche Reformation, teils durch die Brüdergemeinde erreicht: Luthers „Wider Hans Worst“ wurde 1541 in dem von Jan Augusta herausgegebenen „Priesterspiegel“ ausgiebig zitiert. Im Vorwort heißt es, einst seien die Deutschen die Erzfeinde der Tschechen gewesen, nun aber habe die deutsche Reformation die Sache der Hussiten zu der ihrigen gemacht. 1543 urteilte Augusta über Luther: „Ich habe manches mit Luther gemeinsam, denn er ist ein durch den Herrn Christus von den Irrtümern des Antichrists zur reinen evangelischen Wahrheit bekehrter Christ, wie auch ich, ein Diener und Prediger der Kirche, wie auch ich; ja er ist mehr als ich – ein größerer, vollkommenerer, erfolgreicherer, tapferer Streiter für die Kirche Christi. Überdies bin ich mit ihm und seinen Genossen in gute Bekanntschaft, Liebe, Freundschaft und in christliche Gemeinschaft und Übereinstimmung gekommen.“ Nach Luthers Tod freilich, als, von Melanchthon mehr provoziert als verhindert, Lehrstreitigkeiten im lutherischen Lager aus-

brachen, orientierten sich die tschechischen Evangelischen stärker an der reformierten als an der lutherischen Variante der Reformation – was auch für die Magyaren zutrifft.

XIX.

Generell bedeutete in der Reformationszeit – im Gegensatz zur Zeit der Gegenreformation – *anderes Volkstum keine Barriere* für das Vordringen biblischer und reformatorischer Erkenntnisse. Deutsche, Slowaken, Magyaren, Tschechen wurden tiefgreifend, Slowenen, Polen, Kroaten sehr erheblich, Rumänen und Italiener nur marginal durch die Reformation geprägt – was freilich über den Tiefgang der einzelnen reformatorischen Christen nichts aussagt – denken wir an den Minoritenprovinzial Baldus *Lupetinus*, der nach fast einem Menschenalter Haft hingerichtet wurde, zuvor aber seinen Neffen – ebenfalls einer italianisierten kroatischen Familie entstammend – Matthias *Flacius* Illyricus zur Abwanderung nach Deutschland motiviert hatte. Der liturgische, kulturelle, geistige und geistliche Aufschwung, den Luthers Reformation bei den Völkern, die deutsch, slowakisch, magyarisch, slowenisch, kroatisch „schlonsakisch“, polnisch, italienisch sprachen, war beträchtlich.

Der „Deutschösterreicher“ Primus *Truber* legte die erste Kirchenordnung Innerösterreichs in slowenischer Sprache vor. Primus Truber übersetzte das Neue Testament (1557) wie den Kleinen Katechismus Luthers (ein einziges Exemplar dieses Rotheburger Druckes ist in der Österreichischen Nationalbibliothek noch vorhanden). Die *Verbote*, die *seit 1523 auf Besitz und Handel* von bzw. mit *evangelischem Schrifttum* lasteten, betrafen die deutsch- und lateinischsprachigen Bücher in besonderem Maße. Von den Agenden, die die niederösterreichischen Stände in extrem hoher Auflage, 7000 Exemplare, drucken ließen, wurden alle bis auf acht Stück vernichtet. Allenthalben waren Buch und Flugschrift die „papierne Kanzel“ des Evangeliums! Lateinische und deutsche evangelische Bücher konnten, aus den Originalbänden gelöst, oft mit herausgeschnittenem Titelblatt, eingeschmuggelt werden – nie in ausreichender Zahl, immer sehr teuer, aber sie konnten doch verwendet werden, auch in den oft viele Generationen währenden Zeiten gegenreformatorischer Aktivität. Die in geringeren Auflagen vorhandenen nicht deutschsprachigen evangelischen Bücher konnten in der Regel nicht ersetzt werden, was Bestand und Ausbreitung der evangelischen Bewegung spürbar hemmte. Gleichwohl – die *slowenische Sprache* wurde durch evangelisches Schrifttum zur Hochsprache. Die slawischen Übersetzungen Georg *Dalmatins* und des als Prediger auch in Eisenstadt wirkenden Stephan *Consul* Isterreicher müssen rühmlich erwähnt werden, auch wenn sie oft vernichtet wurden. Als erstes in der *Slowakei* in slowakischer Sprache

gedrucktes Buch erschien 1581 Luthers *Kleiner Katechismus*, durch den Schulmeister Severin *Scultetus* publiziert und übersetzt (im gleichen Jahre erschien übrigens auch eine tschechische Übersetzung in Böhmen). Das *magyarische Neue Testament* des Johannes *Sylvester* 1541 muß gleichfalls erwähnt werden. Besonders beeindruckend ist es, daß viele – auch *Siebenbürger Sachsen*, bei denen Konfession, Kultur und Volkstum besonders eng verzahnt waren – aus ihrem Wurzelboden freiwillig heraustraten, etwa der Sachse *Caspar Helth*, der 1543 in Wittenberg studiert hatte, sich der magyarischen Bibelübersetzung, Literatur und Kultur als Pfarrer und Buchdrucker zu Klausenburg zuwandte. Freilich konnte eine solche Öffnung auch destabilisierend wirken: So wurde Heltai erst Calviner, dann – wie sein Schicksalsgefährte Davidis – Antitrinitarier.

Von den oberungarischen Holzkirchen bis zu den sächsischen Kirchenburgen, von den als „heidnisch“ diffamierten „Freiluft-Notkirchen“ in Österreichs Gebirgstälern bis zu den Buschkirchen Schlesiens wurde das Wort Gottes, sorgsam nach „Gesetz“ und „Evangelium“ befragt, gepredigt. Die Lehre Luthers ermöglichte das reibungslose Zusammenleben von Christen verschiedener Zunge. Die Zeit der Reformation währte in dem Gesamt-raum über ein Jahrhundert, auch wenn sie permanent von der Gegenreformation und Katholischen Reform begleitet und in manchen Gebieten, immer in einer auch faktischen Illegalität verharrend, nur extrem kurz geschichtsmächtig war. 1519 gibt es bereits die ersten reformatorischen Drucke in diesem Raum – in Breslau bei Dyon, in Wien bei Singriener – von der Honterus-Druckerei ganz zu schweigen, deren Publikationen für die Reformation in Siebenbürgen so unerhört wichtig wurden.

Erst 1619, als längst die Gegenreformation das blühende evangelische Kirchentum Innerösterreichs (um nur eines zu nennen) zerschlagen hat, beginnt die Reformation in der schlesischen Standesherrschaft Loslau. Es ist dies einer der ganz wenigen Fälle, bei denen es sich um eine Reformation „von oben“ handelt. Fast generell – und das macht die Reformationszeit in diesem Teile Europas so interessant – erfolgt hier die *Reformation „von unten nach oben“* – alle Klischees von einer Fürstenreformation sind hier nicht praktikabel, und auch eine oft unterstellte Adelsreformation war hier, so wichtig sie war, nicht die beherrschende Größe: In Salzburg wie in anderen Gebieten, wo es keinen starken protestantischen Adel gab, scheint die lutherische Bewegung kaum schwächer gewesen zu sein. Die schon erwähnte „faktische Illegalität“, die die Ausweisung, Deportation etc. der wichtigsten Lutheraner mit sich brachte, war gefährlich und letztlich existenzbedrohend. Die bloß „rechtliche Illegalität“, wie sie in den meisten landesfürstlichen Städten gegeben war, reichte auf die Dauer zur Ausschaltung des Luthertums nicht aus, selbst wenn wie in Wien 1526 oder der Stadt Salzburg 1523 durch

Abänderung der Stadtfreiheiten dies wahrscheinlich schien: Wien hatte 1578 in Christoph Huetstocker, Salzburg 1569 bis 1572 in Wolf Dietrich Füller einen erklärten Lutheraner als Bürgermeister (das Füllersche Portal mit Kelch und Lutherrose ist heute noch zu sehen).

Was neben den Phänomenen Ökumenizität, Bibelbezogenheit, Überwindung der Schranken des Volkstums, Reformation von unten her, Ertragen rechtlicher Illegalität noch auffällt, kann nur fragmentarisch angedeutet werden. Zunächst etwa die Überfülle des halb unfreiwilligen Exports an Theologen, Gelehrten, Künstlern, Fachleuten aller Art bis hin zu Finanziers wie Zacharias Geizkofler. Einst hatten sich evangelische Kirchenhistoriker Österreichs mit der heute wohl unhaltbaren Hypothese auseinandersetzen (Ernst Tomek), die evangelische Bewegung sei dem Volkscharakter nicht gemäß gewesen und nur durch landfremde Theologen eingeschleust worden – die protestantische Forschung war zu sehr auf die Namen fixiert gewesen, die in einem bestimmten Territorium hatten bleiben können. Heute ist das anders – die immer noch umfangreichste Geschichte des Protestantismus in Altösterreich, die von Georg Loesche, widmet etwa der Reformation in Vorarlberg nur zwei Seiten und nennt nur zwei Namen. Wer die letzte große Geschichte Vorarlbergs, die Benedikt Bilgeris, in die Hand nimmt, dem gehen fast die Augen über, in welch hohem Maße Vorarlberg ein Exportland evangelisch gesinnter Priester für die Schweiz, das Elsaß, Oberdeutschland und selbst – man denke nur an Bartholomäus Bernhards – Mitteldeutschland war.

Ein Speratus, ein Cordatus in der Frühzeit der Reformation, ein Kepler, ein Comenius in der Spätzeit der Reformation – ihnen war oft nur ein kurzes Wirken in Südostmitteleuropa geschenkt: Wie reich wurden andere europäische Staaten dadurch, daß sie weichen mußten!

Zum anderen: Spätestens seit Dietrich Bonhoeffer kennen wir das Wort von der „billigen Gnade“. Gerade in den restriktiveren Zeiten der Spätreformation war für die, die – verbotenerweise – oft stunden- und tagelang zum Heiligen Abendmahl „auslaufen“ oder zur Ermöglichung der Hausandacht die Schranken des Analphabetentums überwinden wollten, die Gnade, das Evangelium, wirklich nicht billig. Von den Immigrationen, Emigrationen, Transmigrationen mit den ungeheuerlichen Todesraten, mit dem Zerreißen der Familien etc. (denken wir etwa an Buchingers erschütternde Untersuchung „Die ‚Landler‘ in Siebenbürgen“) ganz zu schweigen!

Zum dritten: Was besonders erstaunlich ist, ist die kaum faßbare Liebe der Lutheraner zur weiteren und zur engeren Heimat und zu dem sie verfolgenden Herrscherhaus. Bergwerksunternehmer, Montanspezialist und Verteiler evangelischen Schrifttums ist der Gewerke Hans *Steinberger* in Kitzbühel, der für die Knappen in seinem Haus Hausandachten hält – von seinen 469 Büchern sind 261 evangelisch (1569). Er muß das Land Ferdinands II. von

Tirol verlassen und zieht in das Ferdinands II. von Innerösterreich. Als 1599 die Gegenreformation in Schladming losbricht, wird er eingekerkert, dann vertrieben. Er verläßt aber nicht die habsburgischen Lande, sondern wirkt nun in Niederösterreich und Oberungarn (also der heutigen Slowakei). Was ferner in Südostmitteleuropa auffällt, war ein – gemessen an anderen Territorien – erstaunlich hohes Maß an interkonfessioneller Toleranz, vom Zusammenleben evangelisch und katholisch gesinnter Mönche in Garsten über ein gutes Zusammenwirken lutherischer und calvinischer Herren in Oberösterreich, vom Bekenntnis des Bischofs Georg IV. Agricola von Seckau 1574, daß er ohne das Eintreten des lutherischen Adels das Kirchengut seiner Diözese (primär an den katholischen Landesherrn) eingebüßt hätte, bis hin zu dem Garten Gottes, Siebenbürgen, wo es auf den Thorenburger Landtagen 1557 (und nach dem Übertritt des katholischen Landesherrn Johann Sigismund zum Antitrinitarierum 1568) zur Gleichberechtigung der Konfessionen Reformiertentum, Luthertum, Katholizismus (und Antitrinitarierum) kam.

XX.

Daß die deutsche Literatur letztlich erst durch Luthers Auftreten eine echte Breitenwirkung erzielte, wissen wir letztlich seit Rolf *Engelsings* schöner Studie „Analphabetismus und Lektüre“. Vor Luthers Auftreten erschienen im Jahresdurchschnitt 40 deutsche Drucke (bei einer Durchschnittsauflage von 500 Exemplaren), 1519 waren es bereits 111, 1523 bereits 498. Allein Luthers Schriften machten 1519 ein Drittel der gesamten Buchproduktion aus, 1523 noch ein Fünftel. Wenn man aber untersucht, wieviele Schriften insgesamt von Luther, Lutherfreunden und Luthergegnern 1523 verfaßt wurden, dann sind es von 498 Drucken nicht weniger als 428, die sich als Folge der „causa Lutheri“ ergaben. Betrug 1500 das Verhältnis von deutschem und im deutschen Sprachbereich verlegtem lateinischen Schrifttum noch 1:20, war es 1523 bereits 1:3! Die Auflagen stiegen: Luthers Septemberbibel erschien in einer Auflage von 5000 Exemplaren und war in wenigen Jahren vergriffen. Wir haben 1523 gewählt, weil (wie bereits erwähnt) in diesem Jahr die Einfuhr lutherischen Schrifttums nach Österreich und die reformatorische Buchproduktion in Österreich durch die Wiener Druckerei Singriener erschwert bzw. gestoppt wurde.

Luthers Erbe auch in Österreich hieß: Kultur *und* Glaube, durch Lesen und Hören vermittelt. Wir müssen die Frage stellen, ob wir heute, da das Fernsehen unser Hauptmedium geworden ist und wir aufgrund der Reizüberflutung nicht angespannt hinhören können, nicht vielleicht verstärkt das Element des Optischen einkalkulieren müssen. Für Luther „sah“ bekanntlich der Christ „mit den Ohren“. Mit dieser Fähigkeit können wir kaum mehr

rechnen. Wenn Luther angesichts der Übertrittsbereitschaft des dem Optischen verhafteten brandenburgischen Kurfürsten dessen Propst Georg Buchholzer sagte, wolle das Joachim II., so solle er in Gottes Namen in Prozessionen mit umherziehen mit silbernen oder goldenen Kreuzen, Chorkappe, Chorrock (selbst aus Samt): Sei dem Kurfürsten ein Chorrock zu wenig, solle er drei übereinander anziehen; sei dem Kurfürsten eine Prozession zu wenig, solle man mit Harfen, Pauken Zymbeln und Schellen siebenmal umherziehen und der Kurfürst solle wie einst David vor der Prozession einher springen und tanzen. Hauptsache nur, das Evangelium werde lauter gepredigt! Wenn Luther eine solche Stellung bezog, können wir jede Beachtung des optischen Elements vom lutherischen Standpunkt aus bejahen. Wesentlich für Luther war immer der Inhalt und nicht die Form. Zur Wirkungsgeschichte Luthers in Österreich gehört auch, daß ein Teil des Luthertums – denken wir etwa an die Kirchenagende des Chyträus oder später an den „Schlesischen Ritus“ – zu eher hochkirchlichen Formen des Kultus neigte (und neigt), ein anderer Teil (in der Regel ein weit größerer) schon um des Kontrastes zur „dominanten Religion“ willen (als die der Katholizismus so lange schmerzlich empfunden wurde) auf äußerste Kargheit und Schlichtheit großen Wert legt.

Beide Gruppierungen verwerten je für sich legitime Anregungen Luthers. Es gehört mit zur Geschichte der Nachwirkung Luthers in Österreich, daß angesichts der Koexistenz mit einer teils verfolgenden, teils dominierenden Mehrheitskirche, zu der einerseits viele familiäre Bande bestehen, aus der andererseits immer viele, die durch antikatholische Traumata geprägt sind), in die evangelische Kirche übertraten (und übertreten), sich zwei verschiedene Protestantismen (vom Kulturprotestantismus ganz abgesehen) entwickelten, die man – allerdings pointierend – „Anpassungs-“ bzw. „Abgrenzungsprotestantismus“ nennen könnte. Beide Haltungen existierten bereits in der Zeit der von mächtigen evangelischen Ständen geschützten Reformation in Österreich, in der Zeit des Geheimprotestantismus, in der des Toleranzprotestantismus, während der Generationen währenden großen Übertrittsbewegungen und auch noch heute, ohne daß sie sich eindeutig bestimmten kirchenpolitischen, theologischen oder geistigen Schulen zuordnen lassen, obschon es bisweilen ein Naheverhältnis gibt.

Wir finden etwa selbst im verfolgten Kryptoluthertum einen Anpassungsprotestantismus, der durchaus Erbe von Anregungen Luthers wurde. Luther fand bekanntlich auch unter dem „vermaledeiten Papsttum“ „signa ecclesiae“: die Heilige Taufe, das Vaterunser usw. Da konnte sich eine Haltung (eine vor allem für aus deutschen evangelischen Landeskirchen zugereisten Kirchenhistorikern unverständliche Haltung) herausbilden, die eine bis zur Heuchelei gehende Anpassungsfähigkeit, eine bis zum Martyrium gehen-

de Bekenntnisfreudigkeit und ein selektives Verwerten teils aufgezwungener, teils durchaus freiwillig gewählter katholischer religiöser Praktiken amalgamierte. Daher die so konträren Wertungen des Geheimprotestantismus – von Märtyrerkirche (das war sie angesichts der Todesraten etwa bei Transmigrationen ganz sicher auch!) bis zu einer Gruppe opportunistischer Glaubensheuchler! Man hörte sich katholischen Gottesdienst an, hatte an manchem Erbauung, hörte bei anderem weg, verließ demonstrativ die Kirche, wenn einmal der Priester zu scharf gegen die Ketzer wettete, ging zur Beichte, beichtete aber nicht alles – und betrachtete das alles als etwas Zusätzliches, das von dem durch Postillenlesen, Hausandachten etc. her bekannten Glaubenserbe teils integriert, teils abgelehnt wurde. Gerade dort, wo dann im 19. und 20. Jahrhundert in guten konfessionsverschiedenen Ehen bei attraktivem katholischen Angebot gelebt wurde, wurde und wird sehr viel integriert: die schöne Kirchenmusik, die feierliche Stimmung eines Pontifikalamtes, die geschliffenen Formulierungen eines herbeigeholten Fastenpredigers ebenso wie als Schmuck des Hauses ein Madonnenbild, als Zeichen des Gedenkens an die Verstorbenen ein Totenlichtlein.

Umgekehrt filterte der *Abgrenzungsprotestantismus* alles aus, was an den (von ihm zum Feindbild stilisierten) Katholizismus gemahnte, auch dann, wenn es gut lutherisch war, wie etwa Privatbeichte, Kreuzschlagen beim Gebet, Kirchengzucht, Bischofsamt (um nur einiges zu nennen). Die Unbefangenheit konnte nicht immer so gewahrt werden wie in geschlossenen Volkskirchen. Dieser Abgrenzungsprotestantismus – auch er ist Luthers (freilich verkümmertes und verfälschtes) Erbe – formierte sich nicht erst im 19. Jahrhundert und in den großen Übertrittsbewegungen seit 1897, obschon er dann neue Dimensionen gewann. Wir finden ihn bereits in der Reformationszeit, vor allem in der Spätreformationszeit, wobei in etwa der Abgrenzungsprotestantismus typisch für die philippistisch-kryptocalvinistischen (nicht aber gnesio-lutherischen) Theologen Niederösterreichs war, wo die kirchliche Integration nicht so rasch gelang wie in Innerösterreich. Der Abgrenzungsprotestantismus bekämpfte bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gutlutherische Haltungen: Katholiken bekreuzigen sich – daher kommt das Kreuzschlagen „für uns“ gar nicht in Frage! Katholiken müssen zur Ohrenbeichte – daher nehmen „wir Pastoren“ keine mehr ab! Katholiken mißbrauchen die Kirchengzucht – daher darf es „unter uns“ keine Kirchengzucht geben. Diese Haltung versteifte sich im 19. Jahrhundert: Man wollte nicht primär evangelisch, sondern protestantisch sein: Als protestantisch erschien (keineswegs nur Los-von-Rom-Leuten, sondern auch einem Kirchenhistoriker wie Adolf von Harnack!) alles Anti- oder zumindest Akatholische. „Katholisieren“ wurde als ärgster Verrat am Evangelium hingestellt, auch wenn dieses Katholisieren durchaus den Intentionen

der lutherischen Reformation entsprach.

Zum Erbe Luthers in Österreich gehört sowohl das Betonen des Weltlichen wie des Geistlichen. Es ist interessant zu sehen, wie etwa in der Zeit des Vormärz katholische Polemik der Behörden sich sowohl gegen die weltliche Haltung (o Sodom und Gomorra!) wie gegen die geistliche (pietistische) Haltung lutherischer Gemeinden (o böse seelengefährdende Sektiererei!) aussprach. In der Ramsau baden Buben und Mädchen gemeinsam – in der Ära Metternich Grund genug, über den verderblichen Libertinismus der Protestanten zu klagen und verstärkte Polizeiaufsicht zu verlangen. In Oberösterreich gibt es gar lutherische Gemeinden, bei denen die Hochzeitsfeiern im Wirtshaus nicht in traditionell-zünftige Raufereien, sondern in das Singen lutherischer Choräle ausmünden. Das tun die bösen Lutheraner sicher nur, um das Seelenheil einer allenfalls katholischen Kellnerin in höchste Gefahr zu bringen – o heimtückische verwerfliche Proselytenmacherei! Beides, das dankbare Ernstnehmen der Weltlichkeit und das dankbare Herausstreichen des Geistlichen, ist Nachwirkung der Reformation Luthers, die ja aufgrund ihrer polaren Denkstruktur immer beide Aspekte zugleich betont hatte die Ehe etwa als „weltliches Geschäft“ und zugleich als „heiligen Stand“ verstanden hatte). Es wurde verhängnisvoll, daß zunehmend auch im Luthertum selbst nicht immer wahre Geistlichkeit und wahre Weltlichkeit als die beiden Seiten ein- und derselben Medaille angesehen wurden, sondern daß sich hier oft die Geister trennten und daß manche entweder eine volle Integration in die „Welt“ oder eine Forcierung der „frommen Innerlichkeit“ unter Ignorierung all dessen, was das irdische Jammertal verändern könnte, als *das* Entscheidende ansahen.

XXI.

Zum wichtigsten Medium der geistlichen, der theologischen, der propagandistischen Auseinandersetzung war der deutsche Druck – und sei es nur als Flugschrift – in der Reformationszeit geworden. Am deutschen Buch ging in und seit der Reformationszeit kein Weg mehr vorbei. Wer die intellektuelle Führungsschicht in den Städten und Märkten, z. T. bereits auch in den Dörfern, gewinnen wollte, mußte sich der deutschen Drucke bedienen. Wenn wir uns ernsthaft mit der Reformationsgeschichte beschäftigen, werden wir auf das Klischee von der „von oben nach unten“ erfolgenden Reformation, von der Fürstenreformation – zwecks Etablierung eines beschränkten Untertanenverstandes – etc. verzichten müssen. Denn in der Regel erfolgte die Reformation „von unten nach oben“, was den deutschen Kultur- und Sprachbereich anlangt. Hier bediente sich die Reformation nicht nur der Predigt und des Kirchenliedes in der Muttersprache (sie hat sich oft förmlich in die Herzen der Menschen hineingesungen), sondern gerade des

gedruckten Wortes. In Gebieten mit streng-katholischen Landesherrn geben die Visitationsprotokolle über die (oft steppenbrandgleiche) Verbreitung der reformatorischen Verkündigung Auskunft: Da gibt es Talschaften, in denen es der Regierung bereits um 1526 gelungen ist, die wichtigsten evangelisch predigenden Pfarrer auszuschalten, wo die Mehrzahl der Geistlichen gutkatholisch oder (nach dem Schock von 1525/26) zumindest unauffällig und angepaßt ist: Aber es gibt eben doch ein oder zwei evangelisch predigende Priester, die nicht nur in Dörfern evangelische Verkündigung treiben, sondern reformatorisches Schrifttum lesekundigen Interessierten in anderen Dörfern verkaufen, vermitteln, verborgen. Oder in Städten und Märkten wird von Kaufleuten, Bürgern, Handwerkern ins Land geschmuggelte reformatorische Literatur oft ins Wirtshaus mitgebracht. Je nach Qualität dieser Literatur wird dann die Schenke umfunktioniert. Handelt es sich etwa um eine Erbauungsschrift oder Postille, wird sie zum Andachtsraum, handelt es sich um eine Streitschrift, kommt es zu emotionalen Ausbrüchen, dann wird auf Papst und Kardinäle geschimpft, daß man das gar nicht anhören oder wiedergeben kann, wie etwa die Pfarrer ihren vorgesetzten Dienststellen empört klagen. Diese Entwicklung finden wir auch in Grenzgebieten, die dann 1529 bei der türkischen Offensive verwüstet werden. Es ist die Reformation, die dem deutschen Buch bis hin zu Rhythmus und Sprichwort ihren Prägestempel aufdrückt, und es ist das deutsche Buch, das die Reformation und das Leben der Einzelnen prägt.

Es scheint sich heute erfreulicherweise auch in der kunsthistorischen Forschung die Erkenntnis durchzusetzen, daß das, was man „Reformationskunst“ nennt, eben schon vor 1517 ansatzweise oder recht ausgeprägt zu finden ist. Die Zentrierung der reformatorischen Frömmigkeit auf den für uns gestorbenen und auferstandenen Herrn Christus, die die Reformation dann durch das vierfache „allein“ ausdrücken wird (allein durch Christus, allein aus Gnaden, allein durch den Glauben, allein auf dem Boden der Heiligen Schrift), finden wir bereits etwa im Isenheimer Altar vorweggenommen, in der Kreuzigungs- und Auferstehungsszene, begonnen in dem gleichen Jahr, in dem sich der Bibelprofessor Luther verstärkt mit der Heiligen Schrift auseinandersetzt. Meister Matthis, der sich statt Nithart lieber Gothart nennen möchte, den die Nachwelt Grünewald nennen wird, dieser so bekannte Altdeutsche Meister, ist Hofmaler des Mainzer Erzbischofs: Ende 1526 erhält er sein letztes Gehalt. Spekulationen, daß er um allfälliger Verbindungen zu den aufständischen Bauern willen entlassen wurde, sind wohl nur Spekulationen. Völlig verarmt, vom Hofmaler zum Seifensieder geworden, stirbt Grünewald am 1. 9. 1528 in Halle. Sein spärlicher Nachlaß zeigt seine geistliche Nahrung wie seine existentielle Prägung auf: Man findet neben einem Rosenkranz „viel schartecken lutherisch“, darunter Drucke von

27 Lutherpredigten sowie, sorgfältig in einem Kistchen verschlossen, Luthers Septemberbibel. In der Zeit der sogenannten „verlängerten Reformation“, die ja bis ins 17. Jahrhundert hineinreicht, wird in Gebieten, in denen die Gegenreformation herrscht, die Schranke des Analphabetismus auch aus eigener Kraft überwunden. Nur durch die Lektüre deutscher Schriften, durch die streng verbotene Lektüre reformatorischen Schrifttums, kann in den Familien oder in Teilen der Familien der eigene Glaube bewahrt werden. Wir dürfen sicher die so erworbene Lesefähigkeit nicht überschätzen; man war oft an das gewohnte Druckbild gebunden, oft nur imstande, immer wieder und wieder gelesene Texte, die man halb auswendig kannte, zu lesen. Aber dennoch: Was etwa das Buch anlangt, war die Reformation Epoche. Oder sollte einmal durch TV-Konsum, Comic-Lektüre, diverse Tonträger die Bedeutung des deutschen Buches zur Episode werden (und damit auch unsere Neigung wachsen, die Reformation als Episode zu werten?)

XXII.

Bei der Würdigung des reformatorischen Schrifttums haben wir bereits ein weiteres Konstitutivemement der Reformation, den Einzelnen, kennengelernt. Es wäre sicher falsch, die Reformation als Zeit des beginnenden Individualismus zu werten und sie dann (je nach unserer Wertung des Individualismus) lautstark zu preisen oder lautstark zu verdammen. Reformatorische Frömmigkeit beruht auf Gemeinschaft und schafft Gemeinschaft. Aber diese Gemeinschaft entbindet das Gewissen seiner letzten Verantwortlichkeit nicht. Es ist sicher nicht ein „Gewissen an sich“, das die Reformation verfiicht, es ist das „an Gottes Wort gebundene Gewissen“. Es ist kein autonomes, dem Subjektivismus und Individualismus sich bedingungslos öffnendes Gewissen! Von einigen Spiritualisten abgesehen, sind alle Gruppierungen der Reformationszeit, von täuferischen Kleingruppen bis zu den Großkirchen aller Konfessionen, durch die Überzeugung geprägt, daß Gott seine ewige Wahrheit der Christenheit so einsichtig übermittelt hat, daß man sich ihr nur schuldhaft verschließen kann. Erst in der Spätaufklärung wird man wie Lessing das immerwährende Suchen nach der Wahrheit als das Gegebene annehmen. Die Reformationszeit nimmt – wiederum in all ihren Gruppierungen – Gottes Offenbarung als das im vollen Wortsinn Gegebene an. Auch hier, bei der Frage nach dem an Gottes Wort gebundenen und in Gottes Wort gefangenen Gewissen, ist die Vorgeschichte wie die Nachgeschichte mitzubedenken. Aber wenn Anfang Oktober 1518 Urban von Serralonga, ein Mann aus dem Gefolge Cajetans, in Augsburg zu Luther kommt und sagt, er müsse doch nur sechs Buchstaben aussprechen, „revoco“, „ich widerrufe“, und Luther auf der Wahrheit insistiert, wenn Urban dann fragt, wo er dann bleiben wolle, da sein Kurfürst doch seinetwegen nicht zu

den Waffen greifen werde, und Luther kühl erklärt „sub caelo!“ (unter dem Himmel), dann zeigt sich hier ein Versteifen auf die Gewissensentscheidung. Es ist der mündige Christ, der sich belehren lassen will – auf dem Boden der Heiligen Schrift, auf dem Boden der klaren Gründe der Vernunft – der sich aber keiner gesellschaftlichen, politischen, geistlichen Autorität bedingungslos unterwerfen wird. Wenige Tage später wird so Luther, einem der ersten Gelehrten seiner Zeit, Cajetan, dem Vorkämpfer der Thomasrenaissance gegenüber, nicht kapitulieren, sondern diskutieren. Diese Haltung wird dann Luther am 18. April 1521 in Worms vor Kaiser und Reich einnehmen. Das an Gottes Wort gebundene Gewissen kann sich nicht beugen. Daß diese Haltung dann auch gegenüber Luther eingenommen werden konnte und eingenommen wurde, wissen wir nur zu gut. Es kann und darf nie bei dem Erreichten stehengeblieben werden: *Ecclesia semper reformanda*. Nur dieses an Gottes Wort gebundene Gewissen gab vielen angesichts der grauenvollen Alternative „Glaube oder Heimat“ die Kraft, standhaft zu bleiben.

XXIII.

Ein Erbe Luthers im religiösen Bereiche, das lange hielt (hält es heute noch?), war eine christozentrische Haltung: Das „Allein durch Christus, allein aus Gnaden, allein durch den Glauben, allein in der Heiligen Schrift“ war mehr als ein Lippenbekenntnis. Freilich: Christus wurde dabei nicht als konstante Größe gewertet, sondern bald als Erlöser und Heiland der Seelen, bald als der große Aufklärer und Lehrer, bald als der Revolutionär und Evolutionär – die Bibel wurde dann jeweils analog interpretiert. Aber die Konzentration auf die Bibel, oft von erstaunlicher Bibelkenntnis begleitet, fehlte nicht.

Wir müßten betreffs der Wirkungsgeschichte Luthers in Österreich noch auf eine Reihe weiterer Faktoren hinweisen, etwa darauf, daß einerseits Luther eine wohlgeordnete Abstufung kirchlicher Funktionen (gerade in seinen nach Alt-Österreich gerichteten Schriften), einen kirchlichen Aufbau von unten nach oben mit einem evangelischen Erzbischof an der Spitze vorschlägt, daß es nach Luther andererseits, wie wir alle wissen, auch heute keinen qualitativen Unterschied zwischen Pfarrhelfer über den zweiten Bildungsweg und Bischof, Vikar und Professor, Pfarrer und Superintendent gibt. Wer könnte je mehr sein als der *Minister Verbi Divini*? Und so sehr Luther – leider auch in seiner Wirkungsgeschichte in Österreich – nicht die Vorstellung vom „Pfarrherrn“ (vom Theologen als dem für alle Lebensbereiche kompetenten Augapfel Gottes) fremd ist, so wird diese Vorstellung doch neutralisiert durch die Erkenntnis, daß ein solcher Pfarrherr nichts anderes ist als ein „Diener“ am Worte Gottes, ein Diener im vollen Sinn des Wortes. Das Spannungsverhältnis „allgemeines Priestertum aller Gläubigen –

Amtsträger“ wirkte sich gleichfalls in Österreich aus, das Spannungsverhältnis von Freiheit und Gehorsam, von — etwas modernisiert — Kurator als Stellvertreter oft der weltlichen Macht und dem Geistlichen. Auch dieses Erbe der Anliegen Luthers hat in unserer Kirchengeschichte oft groteske Formen angenommen. Mir ist unvergeßlich, wie ich im Pfarrarchiv Wien-Innere Stadt A. B. ein Konvolut aus der frühesten Toleranzzeit „durchhackerte“. Darin befand sich ein Kuvert mit der Aufschrift, die die besagte, daß der Inhalt nicht ins Gemeindeprotokoll etc. aufgenommen werden dürfe, weil diese ungeheuerlichen Vorfälle dem Ansehen der Evangelischen für immer abträglich sein könnten. Niemand hatte seither, fast 200 Jahre lang, den Mut gehabt, diesen Briefumschlag zu öffnen. Was konnte man angesichts dieser starken Worte denn vermuten — etwas furchtbar Diskriminierendes, vielleicht Pornobilder in der Lutherischen Stadtkirche oder ähnliches. Ich habe den Umschlag geöffnet: Was war hier so Ungeheuerliches geschehen? Die — modern gesprochen — Presbyter der Gemeinde hatten gemeinsam mit dem Superintendenten die Lieder für einen Gottesdienst ausgesucht, ohne den — modern gesprochen — Kurator (damals hieß er: Dirigent) der Gemeinde, den Reichsgrafen von Graevenitz, geziemend um Erlaubnis zu fragen. Zudem hatten sie angesichts des Umbaus des Altarraumes einige Stufen errichten lassen, damit sich Superintendent Fock nicht beim Gottesdienst — wienerisch gesprochen — „derstößt“. Das alles — wie verwerflich! — ohne Erlaubnis des Dirigenten. Es gab einen erbitterten Kleinkrieg, bei dem endlich der Dirigent und viele Gemeindeälteste zurücktraten und einer dieser Kirchenväter, der Verleger des ersten Toleranzgesangbuches, Wucherer, sich hier wie anderwärts exponierte, daß er ins Schußfeld des klerikaler werdenden Regierungskurses Josephs II. geriet und zu immerwährender Landesverweisung verurteilt wurde.

XXIV.

Es gibt neben der besonders gravierenden äußeren Diaspora eine innere Diaspora. Und an dem Phänomen der inneren Diaspora scheitert die Möglichkeit einer christlichen Politik, die nur mit dem Evangelium getrieben werden sollte. Die, die mit Ernst Christen sein wollen, sind nie in der Mehrheit! „Ein ganzes Land oder die Welt sich zu unterwinden, mit dem Evangelium zu regieren, das ist ebenso, als wenn ein Hirte in einem Stall Wölfe, Löwen, Adler, Schafe zusammentäte und ein jedes frei unter dem anderen gehen ließe und spräche: Da weidet und seid fromm und friedsam untereinander. Der Stall steht offen. Weide habt ihr genug. Hunde und Keulen braucht ihr nicht zu fürchten. Hier würden die Schafe wohl Frieden halten und sich friedlich weiden und regieren lassen. Aber sie würden nicht lange leben noch kein Tier vor dem anderen bleiben“ (WA 11,252,3 ff.). Für sich selbst brau-

chen die Christen ja keine Obrigkeit, kein Schwert, kein Gericht. Aber die Christen sind eben seltene Vögel und wohnen ferne voneinander. Darum: „sieh zu und mach die Welt zuerst voll von rechten Christen, ehe du sie christlich und evangelisch regierest! Das wirst du aber niemals fertigbringen. Denn die Welt und die Masse ist und bleibt unchristlich, auch wenn sie alle getauft sind und Christen heißen. Die Christen wohnen, wie man zu sagen pflegt, fern voneinander.“ Darum kann man nicht auf weltliche Obrigkeit, auf Ordnung und Strafgewalt, verzichten. Man kann nur für sich selbst, nicht aber für andere auf etwas verzichten. Christen leben nicht in Koexistenz, sondern in Proexistenz.

Der Christ lebt nach Luthers Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ immer in dialektischer Spannung als „eyn freyer herr über alle ding vnd niemandt unterthan“ durch den Glauben, und als „eyn dienstpar knecht aller ding vnd ydermann vnterthan“ durch die Liebe. Aus Liebe wird der freie Christenmensch, aus Liebe werde ich – Luther erkennt, daß das in der Ich-Formulierung allein glaubhaft gesagt werden kann – „gegen meynen nehsten auch werden ein Christen, wie Christus mir worden ist, vnd nichts mehr thun, denn was ich nur sehe yhm nott, nützlich vnd seliglich sey, dieweyl ich doch durch meynnenn glauben die lieb und lust zu gott vnd auß der lieb ein frey, willig, frolich leben dem nehsten zu dienen vmbsonst.“ Diese Proexistenz des Christen ist immer gefordert: Der Christ setzt sie für seinen Mitchristen ein, der wie er mit Ernst Christ sein will; er stellt sich auch den Nichtchristen zur Verfügung und übernimmt für seine Mitmenschen jedes politische Amt: „Wenn du darum sähest, daß es an einem Henker, Büttel, Richter oder Fürsten fehlt“ (die Zusammenschau von Fürst und Henker in der an den Kurprinzen Johann den Beständigen gerichteten Schrift „Von weltlicher Obrigkeit“ spricht Bände), „und du fändest dich dazu geeignet, so müßtest du dich dazu anbieten und dich darum bewerben, damit ja die Amtsgewalt, die so nötig ist, nicht verachtet und mattgesetzt würde oder unterginge. Denn die Welt kann und mag sie nicht entbehren.“

Diaspora ist für Luther überall – in doppeltem Sinne, als innere Diaspora der wenigen, die mit Ernst Christen sind, höchstens einer von Tausend, und als äußere Diaspora: Denn noch ist überall Reformation im Werden. Der Nächste, unser Mitbruder, ist „jeder Mensch, besonders der, der unsere Hilfe braucht“, heißt es in Luthers Galaterbriefkommentar 1531/1535. Denn in unserer Hinwendung zum Nächsten zeigt es sich ja, wie wir alle aus dem Kleinen Katechismus wissen, daß wir Gott fürchten und lieben. Darum wird christliche Nächstenliebe immer auch zur Mission. Und eine Kirche, die nicht missioniert, die demissioniert. „Wer an seinem Nächsten vorübergeht, der geht auch an Gott vorüber.“ (So in einer Predigt aus dem Jahre

1533 über Lukas 10,23 ff., WA 37,140,32 f.).

Diese Haltung zur Diaspora sehen wir auch an Luthers Verhalten. Bereits 1519 sind mehrere Druckereien damit ausgelastet, Luthers Schriften zu drucken. Im Durchschnitt hält er 170 Predigten im Jahr. Trotz der Fülle der Geschäfte, Aufgaben, Lehrtätigkeit nimmt sich Luther immer wieder Zeit, Briefe zu schreiben, zumal Trostbriefe. Viele von uns wissen, daß es oft noch schwerer ist, Zeit zu verschenken als Geld. Wie oft greifen wir lieber kurz zum Telefon, als einen Brief zu schreiben. Luther schreibt Trostbriefe – ganz besonders in Gebiete, die wir zu Luthers Zeit als Diasporagebiete ansprechen müssen, die dann einige Generationen lang durch evangelische Volkskirchen geprägt waren und die oft wieder zu Diasporakirchen wurden. Immer geht es um konkreten Rat: für den Mann, der den Tod seiner Frau beklagt und der auf Christus statt auf Seelenmessen verwiesen wird, für die adelige Witwe, die als Förderin der Reformation unter einem katholischen Landesherrn mit Zustimmung des Pfarrers in ihrem Haus für ihr Gesinde, aber nicht für die anderen Pfarrkinder evangelisch predigen lassen darf, für den Gewerken, der nicht weiß, wie er sich verhalten soll, wenn sein Landesherr den Laienkelch bei Todesstrafe verbietet.

In Luthers Theologie ist so viel Dynamik, die uns alle, die wir in innerer oder äußerer Diaspora leben, mitreißen kann. 1521 schreibt er in „Grund und Ursach aller Artikel D. Martin Luthers, so durch römische Bulle unrechtlich verdammt sind“: „Das christliche Leben ist nicht Frommsein, sondern ein Frommwerden, nicht Gesundsein, sondern Gesundwerden, nicht Sein, sondern ein Werden, nicht Ruhe, sondern Ein-Übung. Wir sinds noch nicht, wir werdens aber. Es ist noch nicht getan und geschehen, es ist aber auf dem Weg. Es glühet und glänzet noch nicht alles, es bessert sich aber alles.“

Vielleicht ist es unsere Aufgabe, die wir in innerer oder in äußerer Diaspora leben, einander immer wieder zuzurufen: „Wir sinds noch nicht, wir werdens aber.“

Seid gewappnet und gerüstet, als die alle Stunden gewärtig sein müssen, wo euch der Teufel etwa eine Scheibe oder Fenster aufstoße, Tür und Dach aufreiße, das Licht auszulöschen. Er schläft und feiert nicht, auch stibt er nicht vor dem Jüngsten Tage.

Martin Luther